

# VERONA BAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Auf der Bühne. Künstler-Novelle von A. Forstenheim (mit Illustrationen). — Zum Kapitel von der bösen Schwiegermutter. Plauderei aus der Sittengeschichte von F. d. — Aphorismen französischer Frauen. — Griechische Frühlingstage. Von L. B. — Orientalisches Geschmeide. Von Carl von Vincenti (mit Abbildungen). — Abendliches Plauderstündchen am Golf von Sorrent. Gemälde von A. Treidler. — Leidensstationen eines dramatischen Dichters. II. Station. Die Leseprobe. — Die Entstehung der Wärme des Körpers. Von Dr. P. R. Koch. — Neuheiten aus allen Gebieten (mit Abbildungen). — Tischsachen und andere Nagetiere im Zimmer. Von Dr. Karl Ruf. — Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes. — Allerlei fürs Haus. — Buntes Allerlei. — Korrespondenz.

## Auf der Bühne.

Künstler-Novelle von A. Forstenheim.



Liddy war von Amerika herübergekommen, um die Klasse der weitberühmten Gesangslehrerin, Mme. della Duca, am Wiener „Konservatorium“ zu besuchen.

Liddys Vater, Pastor Kramer, war in seiner Jugend aus dem Schwarzwald nach dem Westen Amerikas ausgewandert, hatte dort in einer kleinen Gemeinde von deutschen Hinterwäldlern als Seelsorger gewirkt, und seine einzige Tochter kehrte nun nach Europa zurück, um sich der Bühne zu widmen. Es scheint dies seltsam, kommt aber oft vor und hat seine tiefe psychologische Begründung. Ein Spötter und

Freigeist würde sagen: „Weil alle Pfaffen Komödianten sind — siehe das Gedächtnis der Materie!“ Wer aber die Schauer religiöser Verzückung an sich selbst erfahren, wird mit mehr Berechtigung die entgegengesetzte Behauptung aufstellen dürfen, daß nur bei einem begeisterten, wahrhaft frommen Priester Phantasie und Gefühlsleben so stark entwickelt sind, um schon in der nächsten Generation nach sinnlicher Bethätigung zu verlangen, sich der weltlichen Kunst zuzuwenden.

Poesie, Malerei, Musik, alle Künste sind der Kirche dienlich. Sie zieht sie an sich, doch nur wie die Sonne die Dünste der Erde aufsaugt, um sie wieder als befruchtenden Regen herabströmen zu lassen. Was den Griechen Apoll und die Musen, war der kleinen Liddy der Himmel, mit der herzbezwingenden Gestalt Jesu, der holdlächelnden Jungfrau Maria und den singenden Engelschören. Mit welcher Inbrunst ließ sie in der Dorfkirche stets die heiligen Rhythmen ertönen. Ihre ganze Seele stieg mit den Kadenz ihrer zarten melodischen Stimme wie auf einer Jakobslleiter empor.

Alle Mühsal schien ihr dann abgestreift, alles Weh vergangen. Süßestes Selbstvergeffen, die reinsten innere Wonne und Läuterung war ihr so mit dem Gesange zusammengelassen.

Bis zum 16. Jahre war Liddys Leben wie ein klarer milder Frühlingstag hingegangen. Da traf sie plötzlich der schwerste Schicksalschlag. Die Mutter hatte sie schon in frühesten Kindheit verloren, so frühe, daß sie kaum eine Erinnerung an die Heimgegangene bewahrte, nun wurde auch plötzlich der Vater abberufen in jenes dunkle Land, von dessen Bezirk kein Wanderer wiederkehrt, und die arme kleine Liddy blieb ganz allein und verlassen auf der Welt zurück.

„Klein“ hieß sie übrigens nur als Rosenwort, denn sie war bereits ein hochaufgeschossenes Mädchen, und das edle blasse Gesicht, die großen ernsten Augen ließen sie sogar über ihr Alter gereift erscheinen. In diesen schweren Tagen der Prüfung brauchte Liddy aber auch ihre ganze Seelenkraft, um sich aufrecht zu erhalten. Sie war nicht allein völlig verwaist, sie mußte

auch nicht, wo sie künftig ihr Haupt hinlegen sollte, und mußte sich von nun an ihren Lebensunterhalt selbst erwerben. Doch womit? Daran hatte man zuvor nie gedacht.

Eben hatte die Patti einen Triumphzug durch die Vereinigten Staaten gehalten. Ihr Name war in aller Munde; ein Goldregen fiel überall auf sie herab, wo sie auftrat; die Zeitungen wurden nicht müde, Lobeshymnen auf die „Göttliche“ zu singen, von den zahllosen Huldigungen zu berichten, welche sie allerorten empfangen, die Lorbeerkränze, Blumenpenden und anderen kostbaren Geschenke aufzuzählen, mit denen die Königin des Gesanges auf ihrem Triumphzuge überschüttet worden. Die unerhörten Erfolge wirkten wie ein gefährliches Kontagium auf die weibliche Jugend Amerikas. Jeder kleine Spatz dünkte sich eine verkannte Nachtigall, und selbst die bescheidene Liddy wurde von dem Schwindel mitgerissen.

Pastor Kramer hatte einst einer reichen Dame seines Sprengels durch klugen Rat und geistlichen Zuspruch einen wichtigen Dienst geleistet. Dafür fühlte sich diese tief verpflichtet, und da der geistliche Herr nie einen materiellen Beweis ihrer Erkenntlichkeit annehmen wollte, so gedachte sie jetzt die alte Schuld an seine Tochter abzutragen. Liddys Gesang hatte beim Gottesdienste oft wohlgefällig ihr Ohr berührt, sie machte dem jungen Mädchen den Vorschlag, sich der Gesangskunst zu widmen, Opersängerin zu werden. Noch eine andere junge Dame aus der Nachbarschaft sei im Begriffe dieselbe Karriere einzuschlagen, nach Europa zu gehen und die Schule der berühmten della Duca zu besuchen, dieser möge sich Liddy anschließen. Für die Kosten bis zur vollendeten Ausbildung werde sie Sorge tragen. Liddy jubelte auf. Was sie in tiefster Seele ersehnt, der traumhafte Wunsch, dem sie nie gewagt hatte, Worte zu geben, stand plötzlich in herrlicher, fast zauberhafter Erfüllung vor ihr.

So war es gekommen, daß sich Liddy eines Tages in dem prachtschimmernden „Musikvereinsaal“ in Wien befand, inmitten einer Schar anderer junger Mädchen, die sich mit dem Beginne des Schuljahres, gleich ihr, zur Aufnahme in das Konservatorium gemeldet hatten.

Diese Aufnahmeprüfungen werden immer höchst feierlich begangen, und das kunstverständige Publikum bringt ihnen fast ebenso großes Interesse entgegen, wie irgend einer interessanten „Premiere“. Die Schmalsteile des Saales nahm

eine erhöhte Estrade ein; rechts auf derselben stand weitgeöffnet ein Bösendorfer Flügel, links ein grünverhangener Tisch, um welchen ein Professorenkollegium Platz genommen hatte, das über die Aufnahme der Schülerinnen entschied. Der übrige Teil des weiten Raumes war dichtgedrängt vom Publikum erfüllt; nur die vordersten Bänke blieben den Prüfungskandidatinnen vorbehalten, die bleich und zitternd wie Schäfchen, die man zur Schlachtbank führt, der entscheidenden nächsten Stunde entgegenharrten. Da ging plötzlich ein erregtes Murren durch den Saal. Mme. della Duca, die weltberühmte Gesangslehrerin rauschte herein und ließ sich nach flüchtig grüßendem Kopfnicken vor dem Flügel nieder. Wie ein General, der Truppenschau hält, überflog ihr Adlerauge die Reihen, blieb ihr Blick prüfend an jeder einzelnen Erscheinung haften. Endlich gab sie das Zeichen, und eine Kunstaspirantin nach der andern trat an die Seite der Gewaltigen, um ihre Stimme ertönen zu lassen.

Zuerst eine imponierende Wienerin, die das Waschfaß mit der Bühne vertauschte. Ein junger Graf hatte den hohen Sopran auf einem Fialerballe entdeckt, wo die „fische Susi“ in der Raßstunde „Glanzln“ sang und jodelte, daß die Wände wiederhallten; ihr Wahlspruch war immer: „Nur kan Geniren nit“ und sie bleibt ihm auch in dieser Prüfungsstunde treu und schmettert ihre Partien hell wie eine Lerche hinaus. Mme. della Duca nickt und lächelt beifällig. Die schöne Susi wird hoch steigen, wenn — sie nicht früher tief fällt.

Ihr folgt eine junge Chinesin, eine zierliche Erscheinung, schlitzäugig, mit schlangengleicher Schmiegsamkeit und Biegsamkeit. Eigentlich nicht Vollblutchinesin, sondern die Tochter einer kalifornischen Chansonettensängerin französischer Abkunft und eines echten „Sohnes der Mitte“, der in derselben Schaubude zu San Francisco, in der sie sang, als Zauberer und Seilkünstler seine Stücken zum Besten gab. Das kleine Mädchen hatte als „falsche Patti“ auch schon im „Geschäfte“ mitgewirkt, bis es die Eltern vorteilhafter fanden, sie einem Impresario gegen eine hohe Geldsumme zu überlassen. Dieser hatte sie nun nach Europa gebracht, um sie auszubilden zu lassen. Daß sie eigentlich einem Sklavenhändler verfallen ist, daß sie die besten Jahre ihres Lebens und ihrer Erfolge als willenlose Sklavin an seiner Kette und im Dienste seiner Kasse hinbringen muß, an diesen Jammer ihres Daseins denkt jetzt die „funkelnde Königsschlange“, die Tochter der blumigen Mitte, nicht. Sie glüht vor Wonne und preist ihr Loß, denn Mme. della Duca hat sie würdig gefunden, einzutreten in den heiligen Tempel der Kunst.

Die dritte hervorragende Erscheinung, im guten wie im schlimmen Sinne, war eine lange hagere Engländerin. Häßlich wie eine Gule, steif wie ein Stoch, mit den berüchtigten zwei linken Händen, glückte sie eher einer Vogelscheuche als einer Augenweide, die sie doch als Künstlerin sein sollte. Aber diesem großen reizlosen Munde entquoll ein so mächtiger Gesangstrom, daß man die Quelle desselben völlig vergaß. „Romeo“ und die „Königin der Nacht“ in einer Person. Oben das dreigestrichene hohe F, nach unten tiefer Alt. Beifälliges Gemurmel durchrauschte den Saal, das aber nicht ohne Widerspruch blieb. „Endlich wieder eine Stimme, wie sie in der alten italienischen Schule zu Tage trat und bei der modernen Technik ganz geschwunden schien“, meinten die einen, „aber dieser Mangel an jeglicher Schönheit und Grazie“, sagten die andern, „welches Ungetüm!“ — Doch das Stimmphänomen hatte den Sieg davongetragen. Auch die Vogelscheuche wurde eingereicht. Nun folgte eine Schar mittelmäßiger Talente. Meist Sprößlinge von Musikern, die gewissermaßen ein Erbrecht auf das Konservatorium besaßen, von Protektionskindern, die von den „Stiftern“



„Liddy nahm ihre ganze Energie zusammen.“ (Seite 54.)

für die Freiplätze bestimmt wurden. Endlich kam auch an Liddy die Reihe. Sie war keine blendende Schönheit, doch eine der lieblichsten und anmutigsten Erscheinungen von allen. Hatten die meisten der andern Aspirantinnen nur allzuviel Selbstgefühl und übermäßige Meinung von ihrer Begabung, so gebrach es Liddy daran völlig. Kein an den Pranger gestellter Verbrecher kann es qualvoller empfinden, dem Hohne einer gefühllosen Menge preisgegeben zu sein, als Liddy, da sie sich, so lang vorbereitet und doch so unvorbereitet, plötzlich der entscheidenden Stunde und dem Urteile strenger Fachkritiker gegenüber sah. Wie ein Traumwandelnder den Dachfirst entlang, so steif und unsicher war sie die kleine Treppe zur Estrade hinangeschritten. Es wurde ihr schwarz vor den Augen, der Boden schien ihr zu wanken und sie mußte sich an eine Sessellehne halten, um nicht umzufallen. Eine qualvolle Pause entstand. Sie sah die teilnahmslos glogenden Gesichter im Zuschauerraum, fühlte, daß ihre wie Dolchspitzen funkelnden Blicke auf sie gerichtet waren, doch sie brachte keinen Laut über ihre Lippen. „Wolfram von Eschenbach beginne!“ tönte plötzlich scherzhaft die Reminiscenz aus Wagners „Tannhäuser“ an ihr Ohr. Es war die Stimme der Professorin; sie suchte sie damit aus ihrer Betäubung zu wecken und schlug auch gleich die einleitenden Akkorde an. Liddy nahm ihre ganze Energie zusammen, die Befangenheit zu überwinden. Die schulmäßigen Übungen klangen noch matt und tonlos, als sie aber nach der eigentlichen Prüfungsaufgabe einige Stücke eigener Wahl vortragen durfte und hierzu schlichte deutsche Volkslieder wählte, da wurde ihr wieder warm ums Herz und sie sang in ihrer tiefen Erregung mit so edlem Ausdrucke, so seelenvoller Innigkeit, daß das Publikum ihre Leistung mit lautem „Bravo!“ lohnte.

Das beredte Antlitz der Professorin drückte nicht die gleiche Befriedigung aus. Waren manche der vorigen Stimmen auch rau, in den Registern unausgeglichen, der Vortrag roh und geschmacklos, das kümmerte sie wenig. Aus dem gewaltigen Rohmaterial ließ sich sehr wohl die Kunstfängerin herausmeißeln; dieses zu vollbringen war ja der Ruhm der „großen della Duca“. Nicht umsonst hatte ihr Name über den Erdball klang, die „Stimmgebung“ verstand sie, wie keine zweite; die war ihr vielbenedetes, unachahmliches Geheimnis, weil sie zum großen Teile auf ihrer machtvollen Persönlichkeit beruhte, auf dem dämonischen Einflusse, welchen diese auf ihre Schülerinnen ausübte. Sie wußte die jungen Mädchen nicht nur zur äußersten Selbstüberwindung und Kraftanstrengung zu treiben, sie ließ sie auch unausgesetzt sozusagen in Musik baden. Tagtäglich mußten sie Konzerte und Opern besuchen, die vorzüglichsten Gesangskünstler hören, bis ihnen nach der Meisterin beliebtem Ausdrucke „der Knoten aufging“. Mit andern Worten, bis sich eine völlige musikalische Umwandlung in ihnen vollzogen, ihre Auffassung geklärt, ihr Geschmack geläutert hatte. Wenn Wissen und Können dann die gleiche Stufe erreichten, wie Stahl und Stein zusammenschlugen, dann entsprang ihnen plötzlich das feu sacré, der göttliche Funke der Kunst, und die heute noch als unscheinbare, schüchterne Anfängerin umhertastete, stand vielleicht morgen schon als zündende, gottbegnadete Künstlerin auf den Brettern.

Am Liddy stand es anders. Ihre Stimme war gleich klar und rein wie ein Silberglöckchen, aber ohne bedeutenden Umfang. Sie war durch und durch musikalisch, wie Perlen rollten die einzelnen Töne der Skalen auf und nieder; die Gemütsstiefe und Bornehmheit ihres Wesens gab auch ihrem Gesange eine poetische Weihe, welche sie dem Laien als vielversprechendes Talent erscheinen ließ, während die erfahrene Kennerin wohl wußte, wie wenig sich gerade solche Anlagen zur weitem Ausbildung eignen. Was zu lehren und zu lernen ist, hat die Natur diesen süßlingenden und scheinbar ausgeglichenen Stimmen mitgegeben, und was ihnen fehlt, Kraft und Ausdauer, um den riesigen Anforderungen des Bühnengesanges Stand zu halten, läßt sich nicht künstlich mitteilen. Mme. della Duca gab sich auch über Liddys Begabung keiner Täuschung hin. Sie hatte in den vielen Jahren ihrer Lehrthätigkeit schon so manches ähnliche Talent scheitern gesehen und dachte, es wäre wohl am wenigsten grausam, sie gleich unbarmherzig zurückzuweisen. Doch ringsum wurden murrende Stimmen laut, und dabei traf sie ein so rührend flehender Blick aus den Augen des Mädchens, daß ihr das „nein“ auf den Lippen erstarrte. Sie nickte ihr freundlich zu und flüsterte: „Man kann es ja nochmals versuchen.“

An jenem Tage, dem ersten schweren Prüfungstage ihrer Künstlerlaufbahn, war Liddy wohl aufgenommen worden, doch Jahre waren seitdem veronnen, und das junge Mädchen war ihrem leuchtenden, lockenden Vorbilde, Adeline Patti, nur in der Erkenntnis, nicht im Können näher gekommen. Durch Fleiß und emsiges Studium hatte sich ihr Wissen erweitert; sie kannte die Regeln eines schönen Kunstgesanges so genau, daß sie jeden Augenblick die Professorin hätte vertreten können, ja dies auch oft genug thun mußte, aber die Entfaltung ihrer Stimmittel hatte mit den theoretischen Errungenschaften nicht gleichen Schritt gehalten. Je klarer ihr wurde, was zur großen Sängerin gehörte, desto einschneidender empfand sie auch, was ihr dazu

fehlte — die überschäumende Kraft, die hinreißende Leidenschaft in Ton und Temperament.

Als ihr dies zum erstenmale zu Bewußtsein kam, da war es ihr, als öffne sich jählings ein dunkler Abgrund, in den sie unrettbar versinken müsse. Doch die Jugend ist unerschöpflich in Illusionen und will von Entfaltung nicht hören, so lange der leiseste Strahl von Hoffnung schimmert.

Das letzte Ausbildungsjahr der obersten Gesangsklasse war endlich auch vorüber. Alles drängte zum öffentlichen Auftreten. Die jungen Mädchen wie feurige Rennpferde, die es nicht erwarten können, den Turf zu betreten, auf dem Gold und Ehren so verlockend winkten; die Professorin, um ihrem längst erworbenem Ruhme ein neues Blatt einzufügen, durch Reihen glänzender Talente wieder zu zeigen, was ihre Lehrkunst vermochte.

Diese Zeit ist der leuchtende Glanzpunkt im dem Leben einer Kunstnovize. Das Lernen ist ihr nicht mehr Dual sondern Genuß, beginnendes freies Selbstschaffen. Von den Lehrern wird sie schon als Künstlerin, von den dereinstigen Kunstgenossen als ihresgleichen behandelt, und die kalte Douche der Erfahrung hat sie noch nicht gestreift. Das ist der Wonne-rausch der Erwartung.

Liddy sollte auch diese Süßigkeit nicht kennen lernen. Während ihre Kolleginnen in den sonnigsten Zukunftsträumen schwelgten, bemächtigte sich ihrer wachsende Entmutigung. Madame della Duca war, als das Ende der Lehrzeit immer näher rückte, von einer wahrhaft dämonischen Unruhe und Arbeitshaft erfaßt worden und verdoppelte ihre Anforderungen. Die unaufhörlichen Übungen, die Solfeggien, Skalen und Triller, welche die großen dramatischen und Koloraturstimmen biegsam und melodisch machten, hatten auf Liddy die entgegengesetzte Wirkung. Je mehr sie der Natur abtrotzen wollte, desto widerpenfziger wurde ihr Organ; einem gebrechlichen Instrumente gleich, bei dem die Töne versagen, wenn man sie zu oft und hart anschlägt. Ihre Kehle wurde plötzlich von einem krankhaften Reize befallen, welcher die Stimme in der Höhe schriller, in der Tiefe matter erklingen ließ; ja wenn sie in besondere Aufregung geriet, vor einem größern Publikum singen sollte, oder eine Partie hatte, die ihr nicht ganz lag, steigerte sich in der Angst dieser gefürchteten Kehlkopfkrämpfe oft zu solcher Heftigkeit, daß sie den Ansaß falsch nahm oder sonst ein arger Mißton hörbar wurde, während sie ihre Melodie völlig rein und klar in der Seele trug.

Liddy wandte sich an die ersten Kehlkopfärzte der Residenz. Ihre Diagnose lautete übereinstimmend auf Überanstrengung und hochgradige nervöse Aufregung — das Heilmittel dafür sei einzig Ruhe. Einige Jahre stiller Zurückgezogenheit, im Winter in der Riviera, im Sommer in den Alpen, wären allein imstande, das Übel zu heben, ihrem Ansätze wieder die Sicherheit, der Stimme die Frische zu geben. Die gelahrten Herrn verordneten aus ihrer Wolfenhöhe gar oft solche Heilmittel, die dem Patienten unerreichbar sind. An all die schönen Dinge durfte die arme Liddy nicht im Traume denken — oder höchstens in diesem. Denn ihre Wohlthäterin war gestorben, der vorher bestimmte Ausbildungstermin und damit ihre Apanage zu Ende. Sie konnte nicht in jahrelangem Müßiggange Erholung suchen, sich nicht einmal eine Ruhepause gönnen: wie sie war, mußte sie auftreten und ein Engagement finden oder — es gab kein „oder“ für sie. Ein wahnsinnig wilder Trotz ergriff sie; mit der ganzen Welt und dem Geschehe wollte sie es aufnehmen, ein eherner Wille sollte über alle Hindernisse siegen.

Riesige Plakate prangten an allen Straßenecken. Mme. della Duca hatte eines der größten Theater Wiens gemietet und kündigte eine „musikalische Matinee“ an. Diese durch alle Tagesblätter lärmend verkündete Schülerproduktion hatte die ganze „Gesellschaft“ von Wien in nicht gewöhnliche Aufregung versetzt. Vor einem Jahre hatte die unvergleichliche

Lehrerin das Konservatorium verlassen. Ihrer Unverträglichkeit und Unerträglichkeit halber — wie ihre Feinde sagten. Weil sie von kleinlichem Haß und niedriger Mißgunst verfolgt wurde — wie ihre Freunde behaupteten. Als sie ihren Schülerinnen, unmittelbar nach dem Bruche, das Ereignis mitteilte, stellte sie es ihnen anheim, zu bleiben oder mit ihr zu ziehen und eine neue Schule zu gründen. Die Wahl fiel nicht schwer. Was war das Konservatorium in Bezug auf Gesang noch ohne die della Duca? Ein Bienenkorb, aus dem die Königin auszog, und — der getreue Schwarm folgte.

Den ganzen Winter wurde denn auch in dem neuen Baue fleißig studiert, doch im Frühlinge begann ein wahrhaft fieberisches Regen und Treiben. Es bereitete sich ein Ereignis vor, das dem gehästen Konservatorium einen derben Schlag versetzen und der depossidierten Herrscherin rachsüßige Gemüthung geben sollte: die Schülerinnenproduktion im Theater. Während das reichdotierte öffentliche Institut nur schwächliche Anfängerinnen aufzuweisen hatte, führte die Privatschule der della Duca glänzende Primadonnen ins Treffen.

Liddys heißer Wunsch wäre es gewesen, als „Elsa“ im „Lohengrin“ oder „Senta“ im „fliegenden Holländer“ auftreten zu dürfen, sie hätte da nur sich selbst zu geben brauchen, um eines gewissen Erfolges sicher zu sein. Doch wer frug sie, was sie wünschte oder wollte?

Die jungen Gesangskräfte, die da zum letztenmale in der Schule auftraten, spielten vor einem Parterre von Kunstkennern, Theaterdirektoren, Agenten und Musikkritikern, die Mme. della Duca einlud. Die Sorge der klugen Frau mußte nun dahin gehen, hauptsächlich ihre Stimmjuwelen und diese in der günstigsten Fassung und im schönsten Lichte zu zeigen. Um alle „Sterne“ leuchten zu lassen, wählte sie nicht eine zusammenhängende Oper, sondern einzelne besonders effektvolle Szenen, die Glanzrollen für ihre Vorzugsschülerinnen enthielten. Liddy, die sonst bei allen feierlichen Gelegenheiten übergangen wurde, erfreute sich plötzlich der ganz besondern Aufmerksamkeit der Professorin. Freilich in anderer Weise, als sie es sich gedacht. Da sie ausnehmend musikalisch war, und nicht nur ihre Partien, sondern die ganzen Partituren ihres umfangreichen Repertoires inne hatte, wurde sie fortwährend als „Ausfüllsel“ verwendet. Einen besondern Chor gab es nicht; die unbeschäftigten Solistinnen mußten abwechselnd einen solchen bilden, wo es nötig wurde. Liddy gehörte regelmäßig dazu. Neben „Senta“ war sie eine Spinnerin; im „Freischütz“ eine Brautjungfer, dann Landmädchen, Hofdame und Bagen in bunter Reihe. War dies das Ziel ihrer ehrgeizigen Träume? Doch das Schlimmste sollte erst kommen. Am letzten Tage erkrankte die „komische Alte“ aus irgend einer abgeleiteten Spieloper, in der ein Singpieltalent besonders glänzen sollte und Liddy mußte für sie einspringen; dann, als ob des „Pech“ noch nicht genug wäre, wurde im letzten Augenblicke der „Sybel“ aus Gounods „Faust“ heiser und auch dieser Unglücksmensch wurde der immer geduldigen Liddy aufgehalst. Sie hatte alles mit der demüthigen Ergebung der Hilflosigkeit, ohne Murren über sich ergehen lassen, nur als ihr Mme. della Duca die verhassten Rollen mit der Bemerkung übergab, sie könne sich glücklich schätzen, noch so unversehrt zu ein paar dankbaren Hauptrollen zu kommen, da empörte sich jede Faser in ihr. O kein Zweifel, die Professorin mußte heimlich ihre erbitterte Feindin sein und hatte die Absicht, sie tödtlich zu blamieren. Wußte sie denn nicht, daß Liddy keinen Funken Komik besaß, daß sie sich in Männerrollen höchst unbehaglich fühlte und linksch aus sah! Ihre Seelenpein und Unbeholfenheit würden dann sicher dort komisch wirken, wo sie es weder wollte noch sollte, und die „komische Alte“ mußte die traurigste Figur des Abends werden.

Doch Liddy that der Professorin diesmal Unrecht. Sie war ihr nicht feindselig, im Gegenteile, sie kannte und schätzte den vortrefflichen Charakter des jungen Mädchens, und nichts lag ihr ferner, als sie kränken oder demüthigen zu wollen. Aber bei den Hunderten von Schülerinnen, die sich zu dem Unterrichte der berühmten Frau drängten, war es ihr ganz unmöglich, sich in das Fühlen und Denken jeder Einzelnen zu versetzen; besonders zur Zeit der Schlussprüfungen. Da schwanden in der ungeheuern Sorge und Erregung alle persönlichen Beziehungen. Nur die Stimme und die Verwendbarkeit einer jeden war ihr gegenwärtig, wenn sie im Geiste das Mosaikbild dieser Aufführungen zusammenstellte. Ging sie dann in ihren generalisierenden Truppenaufstellungen zu weit, stellte sie an die Opferwilligkeit einzelner zu große Anforderungen, so wußten diese auch wieder jede unbillige Zumutung sehr energisch zurückzuweisen. Gegen „Scenen“ und „Intriguen“ war Frau della Duca sehr nachsichtig. „Eine echte Bühnenkünstlerin muß den Teufel im Leibe haben“ war ihr Sprichwort. Statt sich darüber zu ärgern, betrachtete sie die kleinen Bosheiten der „Satan-Mädchen“, selbst wenn sich die Pfeile gegen ihre eigene Persönlichkeit richteten, als notwendige Vorbereitung zu ihrer künftigen Karriere. Es war eben Liddys Verhängnis, daß die Natur ihr keine Krallen verliehen hatte, daß sie



Ein tiefes brennendes Sehnsuchtsgefühl überkam Liddy. (Seite 55.)

jede Vergewaltigung wie ein unabwendbares Martyrium über sich ergehen ließ.

So war, gefürchtet oder ersehnt, die Stunde der Auf- führung herangerückt. Noch ist der Vorhang herabgelassen, der die Bühne vom Zuschauerraum scheidet, doch haben sich schon lebhaft Wechselbeziehungen zwischen „Oben“ und „Unten“ entfaltet. Auf dem halbdunkeln Podium wimmelt es von buntkostümierten, jugendlichen Gestalten. Lebendig gemordene Opernfiguren, die in zwanglosen Gruppen bei- einanderstehen, plaudern und lachen, sich in allerlei Scherzen ergehen und ihrem Übermut mit Ungebundenheit die Zügel schießen lassen. Jeden Augenblick erscheint der Theaterdiener, um bald dieser, bald jener angehenden „Diva“ Blumenpenden zu überreichen, die für sie gekommen waren. Einige dieser duftenden Aufmerksamkeiten sind von ungenannten Gebern, andere enthalten Bittensarten oder rosig Briefchen; ein Wort der Aufmunterung, einen zärtlichen Gruß, eine Ein- ladung zum Diner nach den Aufregungen der Vorstellung. Darauf allemal erneutes Nicken und Flüstern und Hin- drängen zum „Oeil de boeuf“ des Vorhanges, um das Publi- kum zu mustern. Hatte doch schon jede dieser Bühnenprin- zesschen im Ei ihre „Flamme“, die sie da unten vermuten konnte, und die persönliche Anwesenheit eines solchen „stillen Verehrers“ war heute durchaus nicht gleichgiltig. Sie gab die angenehme Gewissheit, daß er nicht nur durch die Blume, hier in des Wortes buchstäblicher Bedeutung, seine „An- betung“ zu erkennen geben wollte, sondern daß ihm seine Herzensglut im gegebenen Momente in die Hände fahren werde. Eine unbezahlte und deshalb unbezahlbare Claque. Gatten die losen Dinger entdeckt, was sie suchten, dann schlugen ihre jungen Herzen schneller: ihre Augen leuchteten auf und ihre Wangen erglühten im Dunkeln. Nur Viddy war leer ausgegangen. Nur an sie dachte niemand; für sie interessierte sich niemand, niemand in der weiten Welt. Wer hätte ihrer auch gedenken sollen? Sie war ja stets von ihren Studien und ihrem Kummer erfüllt, wie im Traume durchs Leben gegangen, ohne nach rechts oder links zu blicken. Was Wunder, wenn sie nun vereinsamt war! Ein tiefes, brennendes Sehnsuchtsgefühl überkam sie und trieb ihr heiße Thränen in die Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

### Zum Kapitel von der „bösen Schwiegermutter“.

Eine Plauderei aus der Sittengeschichte von F. d.

Es giebt wohl kaum eine Figur in unserem Volks- und Familienleben, welche sich eines größeren, allerdings wenig beneidenswerten Rufes erfreut als die „Schwiegermutter“. Weder der „reiche Onkel aus Amerika“, noch die „Allerwelts- tante“ können mit der „Schwiegermutter“ in dieser Beziehung wetteifern. Sie ist der Gegenstand täglichen Witzes, erscheint allwöchentlich in fast unveränderter Gestalt als böser Hausgeist in den humoristischen Blättern und ist eine ebenso beliebte Person für den Volks- und Lustspieldichter, wie eine dankbare Rolle für die „komischen Alten“ unseres Bühnenpersonals. Mitunter spielt sie wohl auch in dem Schau- und Trauerspiel des wirklichen Lebens mit; sicherlich aber nicht häufig in so unangenehmer Weise, als man dies nach ihrem schlimmen Rufe zu glauben geneigt scheint. Wie viele aber von denen, die über eine solche Schwiegermutter sich ärgern oder lachen, sind sich dessen wohl bewußt, daß diese volkstümliche Figur nicht so sehr das Erzeugnis des Volkswitzes ist, der leicht und gern vereinzelte wirkliche Vorfälle und Gestalten aufweist und mit starker Übertreibung denselben die Eigenschaften steter Wiederholung und fester Dauer giebt, auch mit besonderer Vor- liebe an den von ihm geschaffenen Wesen festhält: daß viel- mehr diese Figur nur noch ein Stück aus einem der ersten Abschnitte des Völkerebens, ein Überrest aus rohen Sittenzuständen ist. Die folgenden Zeilen dürften daher manchem zur Belehrung willkommen sein, vermögen wohl auch den Frauen, die als Schwiegermütter unter dem un- verdienten Rufe dieser Gattung leiden, einigen Trost zu ge- währen. — Wir wissen aus zahlreichen Untersuchungen auf dem Gebiete der Völkerkunde, so namentlich von Dargun\*, Bastian, Kulischer, Lubbock u. a., daß auch bei den Deut- schen in der ersten Zeit ihres Auftretens in der Geschichte die Raub-Ehe allgemein üblich war, gleichwie dieselbe bei ein- zelnen wilden Völkern noch jetzt Brauch und Sitte ist. Dieser Zeitabschnitt, in welchem die Ehen mittels gewalttamer Ent- führung der Frauen geschlossen werden, bezeichnet dem gegen- über, in welchem die Frauen noch gemeinsames Gut aller sind, schon einen Fortschritt. Die Raub-Ehe ihrerseits wird abgelöst durch die Eheschließung in den gesitteten Formen der heutigen christlichen Welt. Zahlreiche Überreste, welche auf das ehemalige Vorhandensein der gewalttamen Eheschließung mit Bestimm- heit hinweisen, haben sich bei allen gesitteten Völkern bis auf den heutigen Tag erhalten. Dies sind besonders die eigen- tümlichen Hochzeitsgebräuche unserer ländlichen Bevölkerung, welche zwar hier und da noch vorhanden, immerhin schon mehr und mehr im Schwinden begriffen sind. Bei diesen Hochzeits- gebräuchen, die für den Zweck der vorliegenden Erörterungen im allgemeinen genugsam bekannt sind, geht es gewöhnlich sehr lärmend und stürmisch her: unter großen Geleite gepugter, zuweilen bewaffneter Genossen holt der Bräutigam die Braut aus ihrem Wohnhause ab, Völler- und Fintenschiffe werden während des zurückkehrenden Zuges gelöst, dem Brautwagen auch an manchen Orten Hindernisse aller Art durch Festhalten, Sperren des Weges u. dgl. bereitet, und oft müssen sich die Brautleute durch Spenden die freie Weiterfahrt erkaufen. Der- artige Gebräuche sind schon häufig Gegenstand eingehender Schilderungen gewesen, so daß hier ein bloßer Hinweis ge- nügt: sie unterstützen kräftig das auf anderem Wege gefundene Ergebnis, daß ehedem nicht bloß zum Scherz, sondern wirklich

zu dem Zwecke, sich eine Frau zu verschaffen, rohe Gewalt gebraucht wurde. Nichts Anderes als gleichfalls ein solcher Überrest jener uralten Sitte des Frauen- raubes ist das feindselige Verhältnis, welches zwi- schen den jungen Eheleuten und deren Schwieger- eltern, besonders der Schwiegermutter, so oft be- stehend gedacht und geschildert wird. Es ist eine dunkle Erinnerung an die tatsächliche, grimmige und hartnäckige Feindschaft, welche die Entführung eines Mädchens zwischen den Eltern derselben einerseits und dem Räuber und dessen Ver- wandten andererseits entzündete: denn nicht selten kam es zwi- schen beiden Teilen zu blutigen Kämpfen um die Beute. In ganz besonderem Maße wurde aber die Mutter des Mädchens durch diesen Gewaltstreich gekränkt, da naturgemäß zu allen Zeiten, namentlich aber in jenen rohen Zuständen, das Band zwischen Mutter und Kind das festere, innigere ist. Zur Er- läuterung des Zusammenhanges zwischen der heutigen Volks- anschauung und den damaligen Verhältnissen dienen in hervor- ragender Weise die noch jetzt vorhandenen Sitten in einzelnen Gegenden Deutschlands, welche eine gewisse Feindschaft zwischen dem Bräutigam und seiner Schwiegermutter zum Ausdruck bringen sollen. So bezeugt Dürings- feld (Hochzeitsbuch S. 142), daß in Oberschwaben sich die letztere während des ganzen Tages der Hochzeit nicht sehen läßt; Weinhold (die deutschen Frauen im Mittelalter, Bd. I S. 397, Note 4), daß an der Salzach dieselbe an dem Hoch- zeitsfeste nicht teilnimmt. Derartige Gebräuche, wie sie bei den gesitteten Völkern nur noch selten sind, finden sich bei den wilden und halbwildem in großer Menge. Die von den erst- genannten Schriftstellern wiedergegebenen Berichte von Reisen- den und Missionären liefern hiervon Stoff in Fülle. So be- steht bei den Indianern ein eigentümliches Verbot des Verkehrs zwischen Schwiegereltern und -Kindern; dasselbe tritt bei den einzelnen Stämmen in mannigfachen Formen auf, indem die Schwiegereltern die jungen Eheleute eine bestimmte Zeit lang nicht ansehen oder nicht anreden dürfen, oder wenn letzteres geschieht, wenigstens voneinander den Kopf verhüllen oder den- selben abwenden müssen; bisweilen werden auch die Gespräche durch Mittelspersonen geführt. Bei den Dakotas und einigen anderen Stämmen erstreckt sich dies Verbot sogar auf die Difel und Tanten der Neuvermählten: dieselben haben also auch böse Schwiegeranten. Bei den Karaisben und anderen herrscht eine geradezu abergläubische Scheu der Schwiegermutter vor dem Schwiegerohne; ob auch umgekehrt, wird leider nicht berichtet. Am schlimmsten ist es bei den Modokindianern, bei denen es dem Schwiegerohne gestattet sein soll, die Schwiegermutter zu töten, ohne in Buße zu verfallen. Ganz besonders aber zeigt den ursächlichen Zusammenhang der Feindschaft der Schwieger- mutter mit der Entführung ihrer Tochter das Benehmen der- selben bei den Araukanen. Wenn bei diesen die Scheinent- führung eingeleitet ist und die Neuvermählten nach kurzer Zeit zu den Hochzeitsgästen zurückkehren, werden sie mit großem Jubel empfangen, nur die Schwiegermutter stellt sich erzürnt und spricht mit ihrem Schwiegerohne oft Jahre lang kein Wort. In Centralafrika beginnt die Zurückhaltung bereits mit der Verlobung, mit der Annahme des Vertrages, von welchem Zeitpunkte an der Freier jedes Zusammentreffen mit den Eltern seiner künftigen Frau vermeidet. Wiederum be- decken auch bei zufälligen Begegnungen beide Teile ihr Gesicht. Ebenso muß bei den Kaffern und Buschmännern die ver- heiratete Frau jeden Verkehr mit den Eltern ihres Gatten ab- brechen, auch der Ehemann darf weder in der Gegenwart der Schwiegermutter bleiben, noch mit ihr unter demselben Dache wohnen. Das gleiche Verbot des Ansehens zwischen Schwieger- mutter und Sohn besteht in Australien. Erste muß, wenn sie dem letzteren zufällig begegnet, einen Umweg machen und ihr Gesicht verhüllen. Diese Sitte wird, nach Lubbock, so streng eingehalten, daß ein verheirateter Mann, der Grund zur Eifersucht zu haben glaubt, dem betreffenden Liebhaber seiner Frau häufig seine Tochter zur Ehe anbietet. Läßt jener sich durch diese List fangen, dann muß er den Verkehr mit der von ihm früher Verehrten abbrechen; denn diese ist nun seine Schwiegermutter. Dort darf auch kein Mann den Namen seiner Schwiegermutter aussprechen. Auch bei den Chinesen und Kirgisen müssen sich Schwiegereltern und -Kinder meiden, und bei den Mongolen und Kalmücken darf sich die Frau in Gegen- wart ihres Schwiegervaters nicht setzen. In Hindostan endlich giebt dieselbe, wenn ihre Schwiegermutter sie irgend eine Ar- beit verrichten heißt, ihre Bereitwilligkeit nur durch Zeichen zu erkennen, durch welches Verfahren ohne Zweifel längere unliebsame Erörterungen vermieden werden. — Alle diese Ge- bräuche lassen den gemeinschaftlichen Grundzug erkennen, den Verkehr zwischen Schwiegereltern und -Kindern möglichst zu beschränken. Die Gleichförmigkeit und allgemeine Verbreitung dieses Verbotes läßt sich aber nur erklären aus dem früheren Vorhandensein einer ebenso bei allen Völkern verbreiteten Sitte, wie dies der Frauenraub war. Die Feindschaft, welche durch denselben ursprünglich tatsächlich entstand, wurde ein wesent- licher Bestandteil der Eheschließungsform, und erhielt sich als solcher noch später, als der Grund für dieselbe, die gewalttame Entführung, längst fortgefallen war. So ist auch die der Schwiegermutter vom heutigen Volksmunde noch beigelegte Eigenschaft des „Bösewits“ nur ein letzter Rest jener ural- ten Sitte; die böseste Schwiegermutter unserer Tage ist noch lange nicht so böse wie die, welche vor einem Jahrtausend lebte, wohl aber — in den allermeisten Fällen — überhaupt nicht „böse“, vielmehr der innigsten und dankbarsten Verehrung seitens des fremden Mannes, dem sie das Heiligtum ihres Hauses, den Zutritt zum engsten Familienkreise geöffnet hat, durchaus wert! Ihr vor allem dankt doch der Liebende die edle Mädchen- blüte, deren holder Reiz sein Auge, sein sehneud Herz bezwungen; ihr vor allem den Reichtum ihres Gemütes, den feuchten Adel der Gesinnung, der Empfindung für stille Häßlichkeit; ihr die Arbeitsamkeit der Geliebten, den holden sorgenden Sinn für die kleinen Reize des Lebens; ihr die selbstlose Hingabe des eigen- nen Seins an das des Mannes! — Ahnt wohl der selbstfüch- tige Bräutigam oder junge Ehemann, mit wie wundem Herzen zumeist die Mutter das geliebte Kind, das ihres Lebens schö- neren Teil war, aufs Ungewisse hinaus von sich gelassen, einem fremden Mann überantwortet hat, der ihr — zunächst wenig- stens — keinerlei Gewähr für das Glück ihres Kindes bieten konnte? — — Fürwahr, es ist nachgerade Zeit, im Leben wie auf der Bühne jenen sinnlosen Spötteleien ein Ende zu machen und das Schreckgespenst der „bösen Schwiegermutter“ der rohen Vorzeit und den wilden Völkern zu überlassen. —

### Aphorismen aus den Werken französischer Frauen.

Übersetzt von Meta Welfmer.

- Die Schönheit ist ein Empfehlungsbrief, dessen Kredit reich verfällt. Ninon de l'Enclos.
- Wollt ihr lernen, wie man geben soll? Versetzt euch an die Stelle desjenigen, welcher empfängt. Mme. de Beaujeu.
- Die Erfahrung ist ein Arzt, der immer erst nach der Krankheit kommt. Mme. Duffere.
- In der Liebe macht die Güte Undankbare, die Sanftmut Tyrannen und das Vertrauen Treulose. Mme. de Riccoboni.
- Der Schwache zittert vor der öffentlichen Meinung, der Narr trotzt ihr; der Weise beurteilt sie und der Kluge giebt ihr die Richtung. Mme. Roland.
- Das Leben gleicht öfter einem Roman, als ein Roman dem Leben. George Sand.
- Das Leben gleicht einem Becher klaren Wassers, das sich trübt, während wir es trinken. Mme. d'Epinau.
- Der Stolz wirkt Wunder oder Dummheiten. Mme. de Choiseul.
- Die Liebe ist wie das Manna; sie schmeckt nach allem möglichen Guten. Mme. de Blangy.
- Der höchste Grad der Eigenliebe verhüllt unsern Verstand und enthüllt unsere Narrheit. Mme. de Riccoboni.
- Man rechnet immer falsch, wenn man mit der Furcht und mit der Hoffnung rechnet. Mme. de Maintenon.

Nachdruck verboten.

### Griechische Frühlingstage.

Das Interesse an dem einst so hochgepriesenen Lande jenes wunderbar begabten Volkes, von dem Goethe zu sagen liebte, es habe den Traum des Lebens unter allen Nationen am schönsten geträumt, ist seit Jahrzehnten bei uns Deutschen im Abnehmen begriffen. Während Italien fort und fort von Reisenden überschwemmt, in allen Tonarten gefeiert, mit Pinself, Stift und Feder bis zum Überdruß geschildert wird, zieht Griechenland nur noch vereinzelt abendländische Besucher an; die „Lehrerin der Menschheit“ ist fast vergessen, und ein dichter Nebel, aus Unwissenheit und Vorurteilen zusammen- geballt, schreckt selbst diejenigen zurück, die um großer Er- innerungen willen den „heiligen Boden von Hellas, von Lakonien“ betreten und hier erst vollstes Verständnis jener un- vergleichlichen Werke des Schrifttums wie der Kunst erwerben möchten, die sich im Laufe von zwei Jahrtausenden von hier aus über die ganze civilisierte Welt ergossen haben. Und doch verdient auch heute noch das griechische Volk unsere wärmste Sympathie, und doch bietet noch heute das Land, trotz der furchtbaren Schicksale, die jahrhundertlang verheerend über dasselbe hingezogen sind, unbeschreibliche Reize; und doch ge- wahren Sprache, Sitte und Denkweise dieses interessantesten aller Völkerstämme noch heute für Beobachtung und Forschung den ergiebigsten Stoff. Nur muß man freilich den Schlüssel mitbringen, um sich den Zugang zum innersten Heiligtum der Volksseele zu erschließen — denselben Schlüssel, der den Ver- fassern zahlreicher thörichter und gemeinschädlicher Bücher über Neugriechenland gefehlt hat: Kenntnis der gegenwärtigen Volks- sprache. Wie viel mit diesem Instrument an wichtigsten Resul- taten aller Art daselbst zu fördern ist; wie vor den sprach- kundigen, wohlgesinnten, unbefangenen Reisenden alle Nebel, die unsere Blicke auf Griechenland nur allzulange umhüllten und irreleiteten, alsbald sich lösen und in nichts verschlingten, und das Bild eines trefflichen, schlicht-bedürfnislosen, vater- landsliebenden, emsig strebenden Volkes, seiner großen Ahnen sehr wohl wert, in voller Reinheit und Klarheit auftaucht, das beweist uns der neueste „Griechenland-Reisende“ Dr. Eduard Engel in einem höchst anziehend geschriebenen, inhaltreichen und nach vielen Beziehungen hin verdienstlichen Buche: „Grie- chische Frühlingstage“ (Jena, Verlag von Costenoble). Daselbe zu lesen, aufmerksam und gewissenhaft, und seinen Inhalt zu beherrigen mit allem Ernste, erscheint fast als eine Verpflichtung jedes gebildeten Mannes, jeder denkenden und empfindenden Frau, gegenüber einem Volke, dem wir so Un- endliches schuldig sind und immer von neuem schuldig werden. Sie tilgen damit gleichsam eine alte, sehr alte, bis auf den heutigen Tag unerledigte Rechnung.

Eduard Engel unternahm die Reise, die er hier in wunder- bar frischer und fesselnder Weise schildert, im Frühling dieses Jahres, ausgerüstet mit einem ungewöhnlichen Wissensreichtum, einem feiner Beschwerden achtenden Forschungstrieb, hoher Unbefangenheit für die Beurteilung fremden Volkstums und — einer durch jahrelanges Studium erworbenen seltenen Kenntnis der griechischen Volkssprache. Wie er mit diesen Mitteln den Bann jahrhundertlanger Vorurteile brach, die Höhen der Dummheit niederwarf, Licht und Lust in die stöckige Atmo- sphäre griechischer Reiselitteratur brachte und dem von der „Wissenschaft“ lange mißhandelten Volke ehrlich Satisfaktion gab, und das alles in einer Sprache voll hohen Reizes, in einer Darstellung von unvergleichlicher Anschaulichkeit, voll besten Humors und unwiderstehlich überzeugender Kraft — das wollen doch die Leserinnen des Bazar's nicht verabsäumen, aus dem vorzüglichen Buche selbst zu ersehen! L. J.

\* Mutterrecht und Raub-Ehe (Breslau 1883).

Nachdruck verboten.

### Orientalisches Geschmeide.

Von Carl von Vincenti.

Das Schmuckwesen ist ein Stück Völkerpsychologie. Anders schmücken sich primitive Völker, anders höher entwickelte, anders weiche, als kriegsharte, anders wandernde, als fässige, anders Beutevölker, als Arbeitsvölker. Die Schmucklust des Orients und seine Geschmeidepracht sind längst in den Volksmund gekommen. Nirgends in der Welt ist dem Schmuckbildner eine solche Fülle von Erzeugungstoffen dienstbar. Für ihn ziehen am klaren Frühmorgen tausende von leichten Perlfischerbarken ins Rotmeer und von der arabischen Ostküste hinaus; die schwarzen Sklaven träufeln Öl auf den Wasserpiegel und spähen zur Tiefe, dann tauchen sie nach der Muschel — eine thränenvolle Mühsal! Für ihn sagt der Korallenbrecher vom tiefsten Riff die Schwarzkoralle, den arabischen „jur“: nordisches Meergold und indische Dufthölzer, böhmische Glasperlen und japanische Lacke, harte Schmuckpasten aus der Levante und Kauri-Muscheln aus Maledivien, sie alle kommen in die Werkstatt des orientalischen Schmuckarbeiters. Er drehselt und schnitzt Zierrat aus Elefantenzähnen und Vogelschnäbeln, Schwertknäufe aus dem Huf des wilden Esels und der Giraffe, Amulette aus der Löwenklaue und dem Eberzahn, ja, er ver schmächt nicht die Sehnen und Augenwimpern des Elefanten, um daraus Armreife zu flechten. Alle Metalle kommen in seinen Schmelztiegel und die köstlichsten Steine fließen in seine bescheidene Holzschale. Indien liefert ihm den Diamanten und den Karfunkel, Birma den Rubin, Ceylon den Saphir, Persien den Türkisen, der Ural den Smaragd, der „gegen Schlangenbiß seit“.

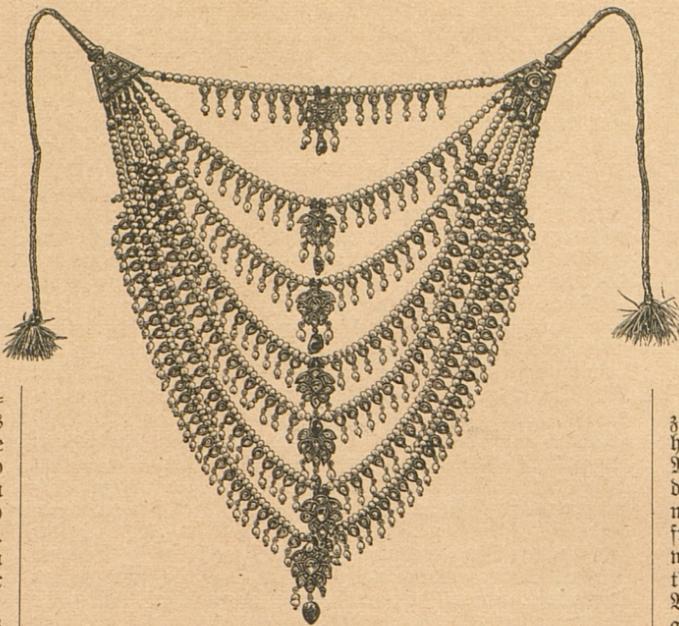
Für seine Motive hat der Geschmeidebildner des Orients zwei Fundgruben: die Natur und seine Phantasie, die erste unerschöpflich, die zweite reich ergiebig. Und mit wie offenem Auge, mit wie naiver Empfänglichkeit schaut er die Erscheinungsformen der Natur! Wie einfach unverkünstelt weiß er dieselben für seine Zwecke nach- und umzubilden, unbewußt zu stilisieren! Die meisten Schmucktechniken sind ihm geläufig, er hat sie zuerst geübt und übt sie zumeist heute noch in teilweise hoher Vollenbung. Von den drei edelsten Kunstverfahren — Schmelzarbeit, Tauschierarbeit und Filigran — gehört nur die Erfindung der letzteren dem Abendlande, den Etruskern; so zierlich indes heute die römischen, florentinischen und genuesischen Filigrane sein mögen, an Feinheit und Schmeidigkeit kommen sie den Arbeiten der ostasiatischen Filigranisten nicht gleich. Byzantiner nach den einen, Chinesen — heute noch Meister in Zellenemail — nach den anderen, waren die ersten Schmelzkünstler, Perser die ersten Tauschierarbeiter und besten Siegelstecher, Ägypter die ersten Nielloarbeiter. In Indien stehen heute Emailkunst, Tauschierverfahren und Filigran in Blüte, die Russen erhielten das Niello aus dem Kaukasus, das arabische Filigran ist bis in den Sudan vorgebrungen, und wir bewundern mit Recht die Musterarbeiten der japanischen Cijeleure und Lackschmuckbildner. Bei alledem ist es nicht immer die vornehme Technik, welche die Kunstarbeit des orientalischen Geschmeidebildners so eigentümlich anziehend macht, es ist vielmehr häufig der Reiz des sorglos Unregelmäßigen, des oft naiv Mangelhaften und doch so unmittelbar Gefälligen, welcher einer Arbeit innewohnt, die das Werk warmer Menschenhand und nicht der „eisernen Sklavin“ Maschine ist.

Der Islam fand bei den Arabern byzantinische, bei den Persern sassanidische Geschmeideformen vor. Der Städtearaber kaufte, der Beduine raubte Schmuck, keiner jedoch von beiden erzeugte ihn. Die vorislamischen Araber waren ein Handelsvolk, und was wir von dem himjarischen, beziehungsweise sudarabischen Kunstgewerbe wissen, reicht nicht aus, um für die früheren Araber auch die Ehren eines Kunst- und Zubutrievoles zu bestreiten. Mit dem Islam entwickelte sich das Schmuckwesen so malerisch-kraftig und motivreich, als dies eben unter dem Einflusse des strengen Nachbildungsverbotens von Menschen- und Tierformen möglich war. Auf das so hoch entwickelte Kunstvolk der Perser mußte die Wirkung dieses Verbotes eine bei weitem geringere sein, die Türken, welche feste Richtungen im Kunstgewerbe vorfanden, blieben Nachahmer, während die Inder die arischen Grundmotive unter dem mächtig bestimmenden Einflusse der persisch-moslemischen Kultur zu reichgestaltiger Eigenart ausbildeten.

Zu Zeiten des unsicheren Besitzes trug man seine bewegliche Habe als Gewaff und Geschmeide am Leibe. So ging mit der großen Völkerwanderung ein Klirren und Funkeln von verschleppter Geschmeidepracht durch die Welt. Schmuck war Gelbtauschmittel und umgekehrt; haben doch die Fundgräber von Nagy Szent Miklos in Ungarn aus Grabhügeln schwere Goldketten zutage gefördert, deren abtrennbare Ringglieder Geldzeichen gewesen! Beim Araber war das Geldzeichen, die Münze, frühzeitig Amulett, zauberkräftig im doppelten Sinne. Darber, Karger und Sparrer, inmitten einer veragenden Natur zu ewiger Unrast verdammt, verwandelte der nomadische Nordaraber seinen Besitz an Geldwertzeichen in Schmuck. So ward aus dem ersten Münzamulett durch Aneinanderreihung der Stücke jenes Münzengeschmeide, wie es in den mannigfaltigsten Verwendungen die Frauen des Orients schmückt. Alle die vielen an den Rändern durchstochenen Münzen, welche der Orientwanderer in die Hand bekommt, sind aus der klingenden beduinischen Habe, welche der Mann dem nach alter Sitte unerlebblichen Leibe seines Weibes anvertraut.

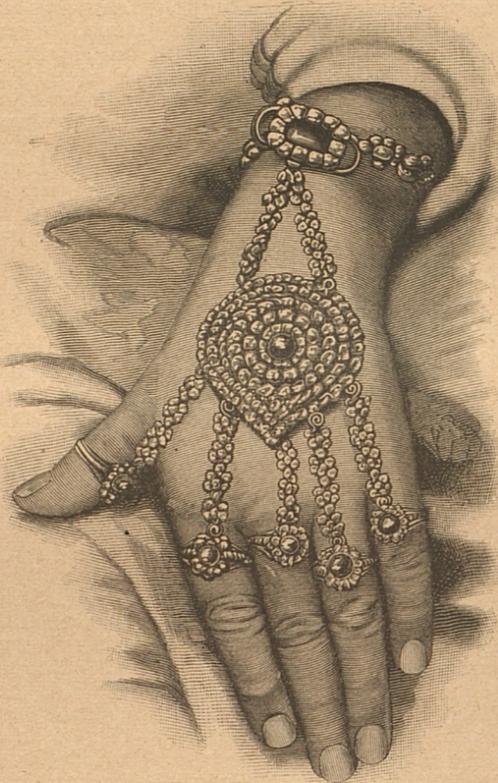
Da kam der Koran in die Wüste. Wohl gestattete er den Schmuck, die Schmucklust aber ermunterte er nicht. Die Glaubensdeuter deuteten sogar aus dem 30. Verse der siebenten Sure heraus, Schmuckenthaltung sei besser, und so blickten die ersten Glaubenskrieger des Islam mit Verachtung auf die weibliche Schmucklust der Byzantiner. Als sie aber die Geschmeidetruhen der Besiegten erbrochen und ihre Schatzhäuser gefüllt hatten, kam ihnen die Schmucklust. Schlicht wie ein Seelenhirt befragte zwar der Glaubensherrscher die Freitagskanzel, aber strahlend wie ein Idol, in der Sonnenglorie seiner Juwelen hielt er Minnehof. Rückschläge blieben nicht aus. Starke Sekten, welche dem Islam am gewaltigen Leibe wuchsen, Karmathen, Drusen, Wahabiten verpönten das Geschmeide, aber die Frauen ließen sich ihre Schmuckfreude niemals auf die Dauer verkümmern.

Der Orient kennt zweierlei: Schutzgeschmeide und Profanschmuck. Waffen, Beschnur, Siegelzeichen, Talisman und Amulett gehören zu dem ersteren, der zweite ist die Mannigfaltigkeit selbst. Die Waffe ausgenommen, ist das Schutzgeschmeide im Islam für beide Geschlechter, der Profanschmuck jedoch nur des Weibes, während in Indien die Schmucklust



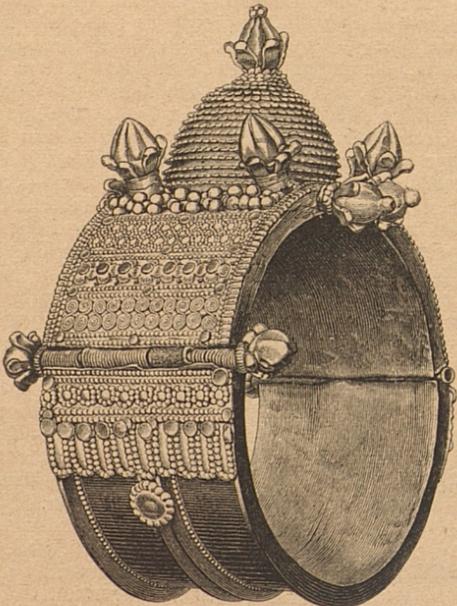
1. Brust- und Halschmuck.

Mann und Weib mit beinahe gleich starker Bethörung umfängt. Der echte, rechtgläubige Moslem kennt außer dem alten Nützezeug des Glaubenskampfes, der Waffe und der Beschnur, die nicht in den engsten Rahmen dieser Studie gehören, keinen anderen Schmuck für sich als Siegelring und Talisman und auch diese nur in schlichtem Silber gefaßt. Weiß doch die



2. Indischer Handschmuck.

Sunna zu berichten, daß der Prophet vor einem Manne, der einen Goldreif am Finger trug, ausspö! Das Siegel ist des Mannes Kleinod, Träger seines Namens und Wahrspruches, Vermittler seiner Vertragstreue, Bezeuger seines Bekemertums, welches durch einen der 99 schönen und hohen Namen Gottes beglaubigt wird. Ein Schüler des Propheten, Alfscha, aus dem gemeinlichen Stamme der Haschim, war der erste



3. Armring mit Schraubenverschluß.

muslimische Siegelgraber. Er beobachtete Mohammed bei der Gebetwahrung und bemerkte das Mal, welches derselbe zwischen den Schultern trug — den Abdruck von Gottes Finger, wie die Gläubigen sagen. Und dies Gottesmal grub Alfscha auf ein Stück weißen Agat, schlang ein frommes Verslein darum und trug fortan den Siegelring, der ihn hieb- und stichfest, auch wohlhabend machte, denn bald regnete es Bestellungen. Der Fementit gravierte auch jenen Silberring, welchen der Prophet am rechten kleinen Finger trug, ein Brauch, der also geheiligt ward. Es stand darauf: „Mohammed, der Abgesandte Gottes.“ Der Ring kam an Omar, der ihn verlor und dadurch Unheil auf das Khalifatum brachte. Die Perser sind die feinsten Siegelstecher des Orients, sie liebten es allezeit, an Stelle der alten einfachen Sprüche, Gottesnamen, Bismillah's und Maschallah's muftisch-philosophische, talismanisch-verkünstelte Inschriften zu setzen, was die türkischen Siegelgraber aus dem 17. und 18. Jahrhundert gerne nachahmten. Altarabische Schilderriegel, welche insbesondere die italienischen Antiquitätenfabriken zu fälschen liebten, gaben vielleicht das Motiv für jene walzenförmigen Amulettenkapfeln, welche die arabischen Frauen bisweilen am Halse tragen. Dies leitet uns auf das weibliche Schutzgeschmeide über, das weit mannigfaltiger ist.

Es soll Schutz geben gegen das böse Auge, den „schwarzen Blick“, wie die Beduinen sagen. Da laufen Menschen herum mit leeren, hohlen Augen, aus welchen der große, ewige Menschenneid blickt. Und wo dieser Blick hinfällt, da stirbt die Menschenfreude. Diesen Neidblik entwaflnet eine Schutzmünze, welche an der rechten Schläfe klimpert; besser ist's freilich, sie hängt über den Mund herab, und am allerbesten, wenn die Münze, wie dies die Weiber der nubischen Wüste thun, in eine Stirnlocke hineinverflochten wird. Die anatolische Bäuerin meint wieder, da könne nichts helfen, als eine fromm-gravierte Karneolplatte am Halse, und die wohlhabenden Städterinnen halten dafür, ein Amulett genüge nicht, es müsse ein Talisman sein. Und da lassen sie vom Silberschmied eine Kapfel in Silber treiben, in der Form einer Walze, eines Buches, eines Herzens, eines Dreiecks. Dann schreibt ihnen der Korandoktor ein Glücksrezept; das falten sie in Wachleinwand oder Gazellenleder ein und verschließen's in die Kapfel. Hat eine Frau die Mittel dazu, dann trägt sie wohl drei solcher Talisman-Kapfeln an einer Halschnur, und die schwarzen Sudanweiber, die ihre Kinder durch geweihte Löwenklauen schützen, glauben an die Schutzkraft ihrer silbernen Talisman-Walzen nur dann, wenn dieselben sieben Zoll lang sind. Das umständlichste Schutzgeschmeide endlich braucht die Türkin von Stand: nämlich drei hohle Anhängel beisammen an der rechten Schläfe, das eine mit einem Türkisen, dem Glücksstein, drinnen, das zweite mit einem gottesfürchtig beschriebenen Zettel, das dritte mit einem Alaunkorn. Das scheidet alle Dämonen, nur einen nicht: den Schmückdämon, denn beim Talisman, da fängt eigentlich die Schmucklust an. Die Pierhängel, Kettchen und Münzen, welche den Talisman umklumpen, führen schließlich zum Profangeschmeide. Wie schmückbar ist doch der meist wohlgebildete Leib der Orientalin im Jugendalter! Insbesondere die Verschönerung der Hautpigmente kommt dem malerischen Reiz der Geschmeideentfaltung zu Hülfe; zwischen dem morbiden, hellen Zucarnat der kaukasischen Schleierfrauen und der Bunthäutigkeit der hamitischen Racen spielen alle Töne der Hautfarbenkala: die florentiner Bronze der Indierin, deren heiße und doch wieder so sanfte, fahlgelbe Reflexe an den Schiller des Pantherfelles gemahnen; das Braungold der Abyssinierin, die Firnißbrönze der Berberfrauen, das Teerbraun der Schukuri, das Blauschwarz der Galla, das Tiefschwarz der Nuba-Mädchen . . . Welch' reiche Abtönung!

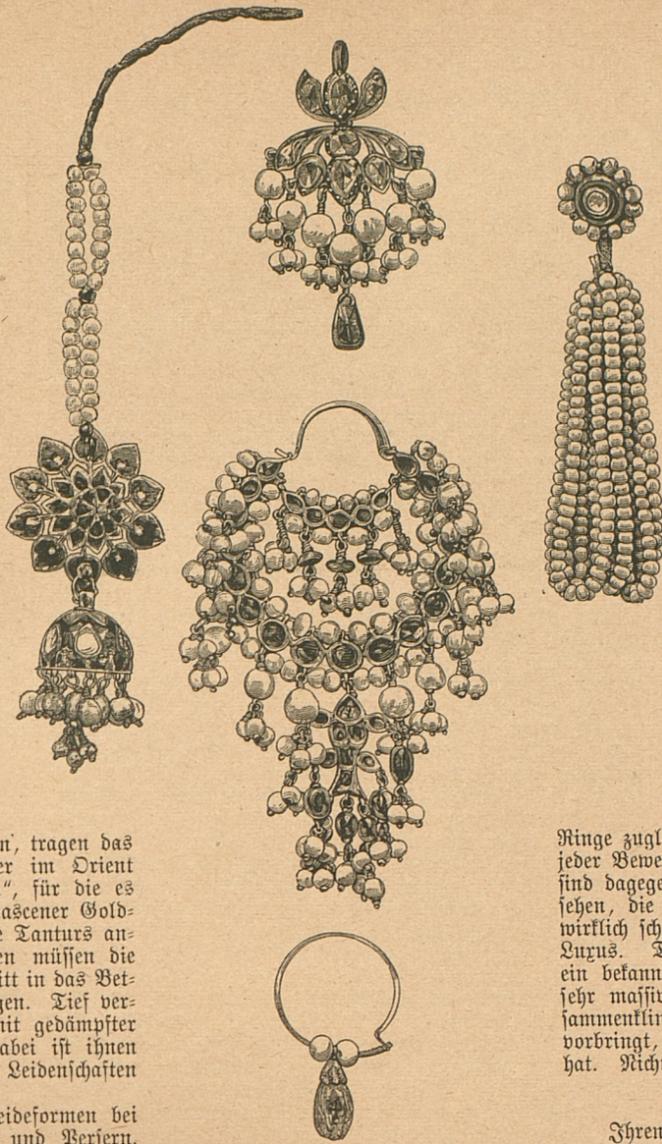
Innerhalb der Profangeschmeide ist und bleibt die Münze ein Grundmotiv, welches von allen Prägestücken der Welt geliefert wird. Es ist ein Entzünden für den Münzkundigen, was so ein wohlhabendes Beduinenweib bisweilen als „Fantosfegeld“ — wir sagen Nadelgeld — am Halse trägt: altarabische Groschen und jüdische Schafels, Templermünzen und syrische Denare, alte Vollzechinen und phönizische Münzen. Freilich findet man meist weit mehr spanische Säulenthaler und ungarische Marien-Dutaten, mehr Maria-Theresienthaler und sogar rheinische Halbguldenstücke, als wirkliche Sammlerstücke. Das blanke Silber blinkt so frisch auf der dunklen Haut und wenn's die Frau kann, dann hängt sie ein Amethystr-Kollier dazu, das begehrteste beduinische Frauengeschmeide. Unglaublich ist die Mannigfaltigkeit in der Verwendung der Schmuckmünze. Wir finden sie am Kopfschmuck, als Stirnband, Schläfenschmuck, Ohrgehänge, als Halsgeschmeide, Büfengehänge und Gürtelzier. Die reichen Kurdenfrauen in Diarbefir lassen vom Kopfe herab zwei schwere Zehnengehänge sich über die Nase hängen, die Damen von Angora heften sich thalergroße goldene Schaumünzen zwischen die Augenbrauen, die Handwerkerfrau aus dem syrischen Belka fest ihren Stolz darein, ihr Kopfstuch mit einem breiten Band von Säulenthalern zu besäumen, die beduinische Braut überstütert sich den langen, schwarzen Schleierstreif mit kleinen Münzen, daß es wie einen Schuppenglanz giebt.

Das Hauptstück in der orientalischen Schmuckkunde ist der Kopfschmuck. Wir kennen alle seine bisweilen so wunderlichen Grundformen und haben viele von ihnen in unserer Mode eine Rolle spielen sehen, ohne gerade an den orientalischen Ursprung zu denken. Fez und Tarbusch, Turban und Diara, Barett und Mitra, phrygische Mütze und Dogentappe, Kalpak und Schmuckkappe, der turkomannische „Sotoz“, dessen Form an die Kopfbedeckung der ehemaligen französischen Guiden erinnert, und der drussische „Tantur“, der, wenigstens als Schleierhalter, an die burgundische Regelhäube gemahnt, alle diese Formen sind heute noch bei den Frauen des Orients in Schöpfung. Nächst Fez und Tarbusch ist das Schmuckkappchen, der „Tepelik“ der Türkinnen und der „Kurs“ der arabischen Frauen, der häufigste Kopfschmuck, der sogar in den meisten Fällen über dem Fez oder der Mütze getragen wird. Es ist eine leicht konvexe Scheitelplatte von etwa fünf Zoll im Durchmesser, in Silber oder Gold, getrieben, ziselirt und bisweilen niellert, oder durchbrochen, filigrant, geschmelzt, oft mit edlen Steinen besetzt, zumeist von an Kettchen herabhängenden Münzen umklumpert oder auch von Münzenreihen umflochten. Bei der modernisierten türkischen Städterin ist der Tepelik fast der letzte Rest nationalen Schmuckes. Den schönsten Tepelik trägt heute die reiche Albanesin von Skodra,

welche sich den Kopf ganz in ein Goldgewebe hüllt, ehe sie die Schmuckkappe aufsetzt, die mit ihrem zierlichen eingeschraubten Knopf zum Schmuckhelme wird. In Egypten bildet das Schmuckkappchen den Stolz der Geschmeidelade und das Meisterstück des arabischen Goldschmieds und Filigranisten. Die wohlhabende Araberin am Nil umschlingt bei großer Toilette zuerst die Stirn mit einem fingerbreiten, fünf Fuß langen, spangenverzierten Musselinbande; dann setzt sie den Tarbusch auf, umwindet ihn mit einem kostbaren Tuche und fügt schließlich den „Kurs“ hinzu. Wohl ist der Gold-Kurs meist mit einem schönen, grünen Glasknopf geschmückt, aber ihre stille Sehnsucht geht nach einer Diamantkappe. Das Gold ist schlecht, die Diamanten noch schlechter, das Ganze aber lacht und funkelt und sieht mit seiner zierlich in Blättern und Blumen durchbrochenen Arbeit recht kunstvoll aus. Bisweilen heften die ägyptischen Frauen sogenannten „Mondschnuck“ mit dünnen, herzförmigen Goldblech-Anhängeln, worauf schöne Gottesnamen geschrieben sind, an das Kopftuch und fügen anderes Klumperwerk in Form von winzigen Kämmen, Wasserrädern und goldgefästen Holzstäbchen — „Kreuzholz“ genannt — zur Vervollständigung des Kopfschmucks hinzu.

Der „Tantur“, das Kopfhorn, ist ausschließlich drusisch. Mir kam beim Anblick dieses wunderbar-pompösen Einhorn-Schmucks sofort das symbolische Tier der Keuschheit in den Sinn. Und in der That, die Drusenfrauen sind ihres Leibes strenge Hüterinnen. Der Tantur ist Schleierhalter. Der an der Tubenspitze angeheftete, dichte, schwarze Schleier wird von rückwärts ganz um Kopf und Gesicht geschlagen, so daß nur ein schmaler Spalt bleibt, durch welchen das linke Auge herausblitzt, ein fast unheimlich büßerechter Anblick, der noch durch den schwarzen Frauenmantel erhöht wird. Die Drusin umwindet zuerst den Kopf mit einem enganliegenden, schwarzen Seidentuche und befestigt dann den Hornschmuck, leicht nach links vorgelegt, auf eine Platte; Schaumünzen werden von seitlich und gen rückwärts angeheftet. Die sogenannten „Wissenden“ unter den Drusenfrauen, solche, die das Religionsgesetz kennen, tragen das tubenförmige Kopfhorn nur aus Zinn — allerdings früher im Orient hochgeschätzt — oder aus Blech, während die „Unwissenden“, für die es keine beschränkende Schmuckordnung giebt, sich bei den damascener Goldschmieden in Silber getriebene oder vergoldete, reichverzierte Tanturs anfertigen lassen. Bei den nächtlichen Glaubensversammlungen müssen die wissenden Frauen, die allein zugelassen werden, beim Eintritt in das Bethaus jedweden Schmuck, das Kopfhorn ausgenommen, ablegen. Tief verschleiert hinter einem dichten Vorhang sitzend, lesen sie mit gedämpfter Stimme die heiligen Bücher Hamzas, des Propheten. Dabei ist ihnen strenge verboten zu lachen oder zu weinen, um nicht die Leidenschaften der Männer zu erwecken.

Im allgemeinen haben sich die moslemischen Geschmeideformen bei den Arabern unverfälschter erhalten als bei den Türken und Persern. Die Türken sind seit einem Menschenalter insbesondere auch im Kunst-



4. Orientalisches Kleingeschmeide.

gewerbe vielfach westlichen Einflüssen unterlegen und die Franier haben in ihrer schüftischen Rebellion bis heute auch eine gewisse künstlerische Sonderstellung festzuhalten gewußt. Schon seit geraumer Zeit bestellen die Stambuler Großdamen ihre Topeliks, ihren an die Sevignes erinnernden Stirnschnuck, die „Ansiliks“, ihr Hals- und Busengehmelde in Paris, wo der Bismillahs und Mäschallahs des türkischen Geschmacks bei den Zeichnungen und Fassungen alle Rechnung getragen wird. Der armassische Goldschmied aber bleibt mit seinen altberbrachten Entwürfen auf die Kundenschaft aus der Mittelklasse angewiesen.

Ganz original ist nur der arabische Voltschmuck geblieben, insbesondere jenes barbarisch-pikante, unseren Damen so verwunderliche Kleingeschmeide, welches in den Städten nur mehr bei den Weibern der unteren Volksklassen beliebt ist und immer mehr in jene beduinischen Einöden und schwarzen Länder zurückweicht, wo die Frauen Ohrringe in den Nasen, wie unsere Damen Nasenringe in den Ohren tragen. Hierher gehören der Nasen- und Lippenring, der Nasenknopf, die Fußknöchelspange, die Zehenringe und -schilde, bizarre, aber nichts weniger als reizlose Geschmeideformen, welche der Hindu-Goldschmied künstlerisch ausgebildet hat. Man wird sich diesen Voltschmuck in vielen Fällen in Verbindung mit Blau- und Gelbtätowirung, welche die dunklen Gesichter mit farbig geähten Flecken an den Schläfen, an der Nasenwurzel, am Kinn und um die Lippen verziert, denken müssen. Die oft im Durchmesser zwei Zoll großen, dünnen Ringe aus Messing- oder Silberdraht, welche die Weiber der Kualla-Bebinen und die Kubierinnen von Korosko im rechten Nasenflügel oder in der Oberlippe nach rechts tragen, sind allerdings Schmuckstücke, an die man sich gewöhnen muß. Der Anblick ist nicht unmalersich, aber man wird die Empfindung von der Unbequemlichkeit solchen Schmucks nicht leicht los, insbesondere bei den Lippenringen, die beim Essen herausgenommen werden müssen. Ganz eigentümlich macht sich's, wenn beide

Ringe zugleich und noch mit Anhängeln getragen werden, so daß sie bei jeder Bewegung des Kopfes übereinanderklumpen. Von hübschem Effekt sind dagegen die silbernen Zehenringe, die, bisweilen mit Schildern versehen, die meist wohlgebildeten Zehen des hochspannigen, braunen Fußes wirklich schmücken; die arabischen Dajenweiber treiben damit einen gewissen Luxus. Die Spangen an den schlanken Fußknöcheln der Frauen sind ein bekanntlich schon von Jesaias erwähnter Schmuck. Sie sind zumeist sehr massiv und, wenn hohl, bisweilen mit Kies gefüllt, was beim Zusammenklumpen jenes leise, sinnverwirrende Schwirren und Rauschen hervorbringt, vor dem schon der große Prophet sittigliche Jünglinge gewarnt hat. Nicht umsonst klagt der Rhapode:

Das Rauschen dieser Spangenpracht

Hat mich um Kopf und Herz gebracht . . .

Ihren Höhepunkt erreicht die orientalische Schmucklust in Indien. Aus dieser idologengebärenden, flammenden Natur, dieser ganzen Über-



Abendliches Plauderstündchen am Golf von Sorrent. Gemälde von A. Treidler.

Schwänglichkeit von Farbe, Licht und Form spricht es mit tausend Zungen zum Menschen: „D, schmücke dich!“ Und von diesem entzuernden Zauber überwältigt, verfällt der Hindu dem Schmuckdämon, der ihm das Schwert aus der kleinen Hand windet. Muslimische Raubdynastien überziehen sein Prachtland mit frommem Beutekrieg; er beugt das stillgeschmückte Haupt dem Mongolensturm, den sanften Nacken dem Angelfisch. Das moslemische Einfließen für die künstlerische Entwicklung des indischen Schmuckwesens vielfach bestimmend sein mußten, liegt auf der Hand. Perſiſch war die Hoſſprache, perſiſch das Schrift- und Künſtlerum, perſiſch die Kunſtarbeit. Die Beutefürſten fanden einen unglaublichen Reichthum an edlem Material und Juwelen vor. Man denke nur an die Tempelraube von Thamaſar und Somnaſ, an das gigantische Idol, welchem Mahmud von Ghazna den Bauch mit der Keule einſchlug, worauf eine Elephantenlaſt von Edelſteinen herausquoll. In dieſe maſſloſe Fülle kam ein wunderbar künstlerischer Zug in der großen Zeit der Mongolenkaiser; alle Kunſtverfahren wurden neu belebt und das indiſche Schmuckweſen erlangte eine hohe Blüte. Delhi wurde und blieb bis heute der Hauptſiß der indiſchen Goldſchmiede- und Edelſteinfachkunſt, Benares der unerſchöpfliche Juwelenmarkt dieſes Edelſteinlandes, die Schmelzkünſtler von Dſchajpur, Multan und Lahore erwarben weiten Ruf. Die radſchputiſchen Fürſten pflegten inſonderbare das Kunſtgewerbe. Dſchaj-Singh ließ Emailarbeiter aus China kommen, und heute iſt das Dſchajpur-Email, inſonderbare das wundervolle, durchſichtige Rotemail, das ſchönſte in Indien. Zugleich rühmte man mit Recht die Arbeiten der Jiligraniſten von Kuttak und Datta, der ſüdin-diſchen Perſchmuckbildner, der Kunſtaſchierer von Gaidſcherat und Beder, der Graveure und Eitelere von Kuttak. Sammler zahlen heute hohe Summen für die Alt-Kuttaker Jiligrane, inſonderbare Spangenschmuck, welcher eine ganz eigentümliche Technik (vergl. Abb.) iſt der Umſtand, daß die Schraube immer nach links zugeht. Der Alt-Kuttaker Schmuck und das ſogenannte „Babal“ von Delhi, eine Goldarbeit, welche im Hauptmotiv an die Aſazienblüte erinnert, ſind die geſchätzteſten Arbeiten auf dem eigentlichen Gebiete der Goldſchmiedekunſt in Indien. Gewöhnlichen Silberſchmuck liefern Madras und Trichinopolis in Südindien. Als Anhängel wird am häufigſten der Tint, dieſes uralte Abzeichen der Macht, verwendet. Bemerkenswert iſt, daß jeder achte indiſche Schmuck auf beiden Seiten getragen werden kann.

Die Vorliebe des Inders für bunte Steine iſt unbegrenzt. Die Edelſteinfäſer ſind dem auch beſtrebt, die Faſſung ſelbſt auf ein Minimum zu beſchränken, damit dem Steine möglichſt wenig von ſeiner Größe benommen werde. Allezeit waren ihnen denn auch Cabochons lieber, als facettierte Steine. Mehr als ſeinen heimlichen Diamanten liebt der Hindu den birmanischen Rubin, deſſen düſtere Glut ihn beſtört. Er ſchaltet ihn zwiſchen Perlenreihen ein, läßt ihn aus einer ſchimmern- den Perlentraube herausglänzen, verſenkt ihn in die ſtilifierte Votosblüte. In der Zuſammenſtellung der Edelſteine über- haupt findet der indiſche Schmuckbildner kaum ſeinesgleichen; er erzielt mit einem radſchputiſchen Karfunkelgeſchmeide durch Abtönungen und Einſtreuung von Perlen und Diamanten geradezu ſeeenhafte Wirkungen. Die Smaragden finden wir bei ihm zumeiſt in Viſtaſzenform oder als Tropfen verwendet; den Saphir faßt er faſt excluſiv in Agraffen, Ringen und als Handſchmuck überhaupt. Letzterer (vergl. Abb.) iſt eine reizende Beſonderheit des indiſchen Geſchmeideweſens: eine goldene „Babal“-Kette umſchließt das ſchlankte Handgelenk; von ihr läuft eine Kette bis zu einer runden Schmuckplatte, die auf dem Rücken der Hand liegt und von fünf an je einem Juwelenring eines jeden Fingers befeſtigten Ketten gehalten wird; auf der Platte funkelt ein Rubin. Der Effekt dieſer ſchmuckgepanzerten Hand iſt geradezu zauberiſch. Der Türkiſ, ſelbſt der goldgeſtirnte von Kintapur, dieſer Glücksſtein der Perſer, iſt in Indien nicht beliebt; man zieht ihm das Katzen- ange vor, an deſſen Beſitz der Hindu, im Gegenſatz zum Araber, einen Schutzzauber knüpft.

Nirgends ſind die Geſchmeideformen verſchiedenartiger als in Indien, nirgends erlaubt ihr Charakter einen ſo leichten Rückſchluß auf die Eigenart der einzelnen Volksſtämme des gewaltigen Segenslandes. Wo unverfälſchte Hindu-Bevölke- rung ſich findet, wird zumeiſt jenes anmutig-grazile, juwelen- ſtrogende Prachtgeſchmeide erzeugt, welches dieſe ſanfte Volk ſo ſehr liebt; bei überwiegend muslimiſch-ſchiiſiſcher Bevöl- kerung, in Gollonda, Bignapur, Auddi, trägt der Volksſchmuck bei aller Fülle einen kräftigen Charakter, der ganz entſchieden bei ausgeſprochenen Kriegsvölkern, wie den Mahratten und Ghoras, hervortritt. Bei den letzten genannten, den Bewohnern des kleinen Himalaja-Staates Nepal, welche, obwohl dem gütigen Brahma ergeben, als das ſtreitbarſte Volk Indiens gelten, trägt ſogar der Frauenschmuck ein faſt kriegeriſches Ge- präge. Und doch tragen auch hier — ſo mächtig iſt die Schmuckbethörung in Indien — Männer Schmuckhelme, Tur- bangageſchmeide, Bruſtſchmuck, Halskette, Armbänder, reiche Zier in den Ohren, an Fingern und Zehen. Die Frauen haben thatſächlich nur die Nasen- und Lippengehänge, die größere Mannigfaltigkeit des Ohrengſchmeides und die Fußhöchel- ſpannen voraus. Das Ohr ſchmückt ſich die Indierin auf dreierlei Art: am oberen und mittleren Rande der Ohrmuſchel und am Lappchen; ſie faßt ihr Ohr, wie eine Weichmuſchel, in Gold und edle Steine, wenn großer Schmucktag iſt, ſonſt verſchließt ſie die gerade unbenützten Öffnungen am Ohrande mit Holzſtiften, damit ſie nicht mittlerweile zuwachſen. Die Knöchelſpannen ſind bei den Gebirgsbewohnerinnen noch ſchwer und maſſiv, leichter und gefälliger bei den radſchputiſchen und ſüdin-diſchen Frauen, wo wir auch die altrömische, auf beiden Seiten aufgebogene Spangenform vorfinden. Doch wir halten inne. Um eine indiſche Begum in vollen Waffenschmuck ihrer Schönheit und Würde zu beſchreiben, müßten wir, wie in Perrault's Märchen, „in Edelſteinen“ ſprechen. Was mochte es für einen Anblick bieten, als am 1. Januar 1877 zu Delhi die Königin Victoria zur Kaiſerin von Indien ausgerufen ward! Siebenhundert indiſche Fürſten und zwölfhundert prachtgeſchirrte Elephanten waren da beſammen! Seit den mongoliſchen Kaiſerfeſten iſt wohl eine ſolche Geſchmeide-Orgie nicht mehr dagewen.

Aber — unmittelbar neben dem ſeeenhafteſten Reichthum der Großen, tieſte Armut, jammervollſtes Elend! Wie ſagt doch das Lied des Bettlers von Luknow? „Der Herr ſißt geſchmückt und verſchlängt das Volk wie ein Stück Brot . . .“

Nachdruck verboten.

### Leidensstationen eines dramatischen Dichters.

#### II. Station. Die Leſeprobe.

Acht Tage banger Erwartung waren vergangen, als mich zu meiner freudigen Ueberräſchung ein Brief des Direktors nach dem Theater zur Leſeprobe rief und mir damit die Beſtätigung brachte, daß mein Schauſpiel auf dem Wege zu ſeiner Auf- führung die erſte Station überſchritten habe.

Welche Gefahren mögen ſeiner wohl noch harren, die über- wunden ſein wollen, ehe es in den Haſen des Erfolgs einlaufen darf, das war mein Gedanke trotz des glückverheißenden Briefes des Direktors. Ich war übrigens ſehr erſtaunt über die ſchnelle Entſcheidung des Leſekomitees, wie über die außergewöhnlich raſche Beendigung der einer Leſeprobe vorangehenden Vor- bereitungen. Mein Bühnenwerk mußte ſchon die behördliche Cenſur paſſiert haben, die laut Verfügung für die Herren Lektoren 14 Tage in Anſpruch nehmen darf und meiſtens auch nimmt. Da die Cenſurbehörde zwei Exemplare des bei ihr einzureichenden Stückes, von denen das eine der Regiſtratur der Behörde verbleibt, beanſprucht, hatte die Direktion ein zweites Exemplar kopieren laſſen müſſen, wie ein drittes für den Re- giſſeur. Es hatten ſämmtliche Rollen ausgeſchrieben und nach ſorgfältiger Überlegung an die verſchiedenen Darſteller, welche in meinem Schauſpiel beſchäftigt werden ſollten, ausgeteilt werden müſſen. Alles vorbereitende Arbeiten, die Zeit be- ſprungen und hier in dem kurzen Zeitraum von 8 Tagen aus- geführt waren. Allerdings arbeitet die Leitung einer Privat- bühne im innern Betrieb des Theaters leichter als die einer Hoſtbühne, denn ſie hat nur Rückſicht auf ihre geſchäftlichen und leider erſt in zweiter Reihe auf Kunſtinterreſſen zu nehmen, während die Leitung einer Hoſtbühne zuerſt auf die Interreſſen der Kunſt achtet, oder wenigſtens achten ſollte, und in ihren Entſchlüſſungen, mehr als es der Kunſt und ihren Zwecken dienlich, Rückſicht auf außerhalb des Theaters ſtehende und großen Einfluß ausübende Faktoren zu nehmen gezwungen iſt, der ſogenannte geſchäftliche Teil des Theaterbetriebes durch die große Zahl vorjorgungsberechtigter Perſonen auch viel kompli- zierter und inſtanzreicher iſt. Ich war natürlich ſehr zu- frieden mit dem biſher Geſchehenen und ſtellte mich pünktlich zur Leſeprobe, die um 10 Uhr vormittags beginnen ſollte, ein. Von dem freundlichen Sekretär hatte ich erfahren, welchen Zweck die Leſeprobe verfolgte. Durch das gemeinſchaftliche Leſen mit ausgeſteilten Rollen ſollen die Darſteller mit dem Inhalt des Stückes bekannt und vertraut werden, ſie erfahren aus den vor ihren Ohren ſich entwickelnden Szenen und Situationen, welche Stellung der von ihnen darzuſtellende Charakter in ihnen und und zu den anderen Figuren der Handlung einnimmt; lernen den Charakter ihrer Rolle kennen, wie den Einfluß, den ihre Darſtellung auf den Gang der Handlung nach den Intentionen des Dichters zu nehmen berufen iſt. Aus den in ihren Händen befindlichen Rollen allein, welche nur den Text ihrer Rollen und die Schlag- und Schlußworte der Rollen der Miſſpielenden enthalten, könnten ſie nur zum Teil jene eben berührte Kennt- nis ſchöpfen. Die Leſeprobe iſt deſhalb von der größten Wich- tigkeit für das Studium der Rollen und für die ferneren Proben, weil die Darſteller in dieſen nicht erſt nötig haben, ſich mit dem Inhalt des Stückes bekannt zu machen, ſich alſo mehr mit ihrer Darſtellung beſchäftigen können. Sie erleichtert ferner dem Regiſſeur ſehr weſentlich die Leitung der Proben. Für die Leſeprobe lautet das Gebot: „Die Darſteller haben ſich vor- derſelben mit ihren Rollen ſoweit zu beſchäftigen, daß ſie die- ſelben möglichſt im Charakter wenigſtens flüſſig leſen können“. Die Leſeprobe ſoll auch dazu dienen, dem Leſekomitee ent- gangene Längen, Unſchönheiten in Worten, vielleicht auch be- denkliche Situationen zu beſeitigen oder zu modifizieren.

Wie wenig die Zwecke der Leſeprobe in praxi wirklich beachtet werden, wodurch ihre Erreichung gehindert werde, ſollte ich bald erfahren.

Der Direktor hatte die Freundlichkeit, mich dem im Leſe- zimmer verſammelten Perſonal vorzuſtellen. Unerfahren, wie ich war, glaubte ich mir eine natürliche Pflicht der Höflichkeit zu erfüllen, wenn ich, nachdem ſich der Direktor entfernt hatte, dem verſammelten Kriegsvolk — in vieler Beziehung Kriegs- volk dem Neuling gegenüber — meine Freude ausdrückte, daß meine beſcheidene, — warum mußte ich unglücklich höflicher Menſch nur dieſe gefährliche Bezeichnung wählen! — Dichtung der Darſtellung ſo trefflicher Künſtler anvertraut ſei und ſie dem Wohlwollen derſelben beſonders und herzlich empfahl. Dieſer ſo einfache und natürliche Spruch würde an eine andere, eine bürgerliche Geſellſchaft gerichtet, kaum ſeinen Zweck ver- ſeßt haben; an dieſe gerichtet, in welcher Beſcheidenheit nicht als Zierde gilt, in welcher ein jedes Mitglied von ſeiner Wich- tigkeit für den Staat und die Geſellſchaft, — die Letztere hat dieſe Überhebung durch ihre thörichte Pflege des Perſonenkultus der Bühnenkünſtler ſelbſt erzeugt und groß gezogen — voll- kommen überzeugt war, mußte ich in eine ſchiefe Stellung ge- rathen, wie ich bald und bei den ferneren Proben erfahren ſollte. Ich wurde eine ganz untergeordnete Perſon, die ein jeder zu belehren, in ihrem Werk zu kritisieren ſich be- rufen ſüßte.

Es war ein ſehr einfach eingerichtetes, ziemlich großes Zimmer, dieſes ſogenannte Leſezimmer, in dem unſere Ver- ſammlung ſtattfinden ſollte. An Hoſtbühnen ſoll es luxuriöſer, für die ſo viel vornehmeren Künſtler bequemer ausgeſtattet ſein. Der die Probe leitende Regiſſeur hatte an der einen, ſchmalen Seite des langen, in der Mitte des Zimmers be- findlichen Tiſches, auf dem Rot- und Weiſſtiffe an den ver- ſchiedenen Plätzen für die Darſteller lagen, Platz genommen, ihm gegenüber an der andern ſchmalen Seite der Souffleur, der die Veränderungen des Textes, welche vielleicht vom Re- giſſeur beliebt werden, in dem Souffliere Exemplar einzutragen hat, vor beiden Herren lag ein Exemplar meines Schauſpiels. Die übrige Geſellſchaft bewegte ſich noch im Zimmer plaudernd, lachend und ſcherzend, mich kühnen Fremdling, der ſich mit dem Regiſſeur ein wenig bekannt machte, betrachtend und vermut- lich kritiſierend, umher.

Da aller Anfang zur Arbeit ſchwer iſt, begann auch nicht pünktlich um 10 Uhr die Probe, und ich vermochte deſhalb mir die Herrſchaften ein wenig näher anzusehen.

Wie ganz anders doch als auf der Bühne präſentierten ſich, hier gewiſſermaßen im Negligé, im bürgerlichen Kleide die Künſtler und Künſtlerinnen meinem prüfenden Auge, und wie ganz anders gaben ſie ſich im Umgang und mit unter einander. Wohl hatten auch ſchon zu dieſer Morgenſtunde Schneider, Friſeur und Putzmacherin ihr Möglichſtes gethan, die Kos- metik in Geſtalt von Puder und ſanfter Morgenröthe dem ſchöneren Teil der Geſellſchaft ihre Dienſte geleiſtet, um dieſe für die ſtandesgemäße Repräsentation auszuſtatten, um ge- wiſſe Schönheitsdefekte diſkret zu verhüllen; doch ſchienen alle Künſte nicht inſtande geweſen zu ſein, einen gewiſſen, ſehr in die Augen ſpringenden Leidenszug in den Phyſiognomien, ſelbſt der Jüngſten unter ihnen, ganz zu verwüſchen.

Ich erklärte ihm mir als Folge der vielen beim Studium ihrer Rollen, alſo im Interreſſe ihres Berufes, der Kunſt durch- wachten Nächte. Die Künſtler ſelbſt bezeichnen dieſen, ihnen wohlbekannten Zug, an dem ſie den Kollegen unter anderen Menſchenkindern unfehlbar herauserkennen, mit dem einen vieldeutigen Wort „Gettschminke“.

Sie bezeichnen damit nicht nur den Eindruck, den der Gebrauch der Schminke auf den Geſichtern zurücläßt, auch das ganze eigentümliche Weſen, das Gebahren des Schauſpielers im öffentlichen Leben. Hier im zeugenloſen Unterſichſein war auch wenig von der Vornehmheit der Mäiren, der Armut in Wort und Gebärde zu ſehen, durch welche mehrere der An- weſenden ſich, wie ich oft geſehen hatte, auf der Bühne, am Abend auszuzeichnen pflegten, und ich war aus dem Geſpräch, das die Künſtler zwanglos führten, leicht inſtande zu erraten, welcher Stamm unſerer Nation die Ehre hatte, den Einzelnen zu den Seinigen zu zählen. Ich hatte bis dahin geglaubt, daß die Prieſter der Kunſt ſich auch im Privatleben durch eine ge- wiſſe perſönliche Würde vor uns Profanen auszeichnen müßten, hier wurde ich eines anderen belehrt, die Verſammelten er- wies ſich als ganz gewöhnliche Menſchen, um ſo größer frei- lich erſchien mir ihr Verdienſt, ſich auf der Bühne über ſich ſelbſt, zur Größe ihrer Kunſt erheben zu können, wie das viele unter ihnen bewieſen hatten.

Der Regiſſeur berührte die Glocke, die Verſammelten nahmen in bunter Reihe ihre Plätze an dem Tiſche ein, auch mir ward an der Seite des Regiſſeurs nun ein Platz zu teil.

Ehe die Probe begann — nach meiner Uhr 20 Minuten nach der beſtimmten Zeit — ſprach der Regiſſeur den Wunsch aus, daß Ruhe bewahrt und die Rollen im Charakter geſehen werden müßten; ſich dabei im Kreiſe umſehend bemerkte er nun, daß die Naive, Fräulein Liebetraut, noch fehle.

„Schon wieder, wie bei allen Proben, kommt Fräulein Liebetraut zu ſpät. Das iſt eine ſtarke Rückſichtsloſigkeit, die Strafe verdient. Inſpizient, ſchreiben Sie das Fräulein auf den Strafzettel mit 10 Minuten Verſäumnis.“

Fräulein Liebetraut wird vom Publikum verzo- gen und tyranniſiert deſhalb Direktion, Vorſtände und Kollegen, der Regiſſeur wagt deſhalb auch nicht mehr als 10 Minuten Ver- ſäumnis aufſchreiben zu laſſen, wird die Strafe ſpäter auch völlig ſtreichen. „Nun können wir wieder warten, bis es der Dame gefällt, zu erſcheinen! Unerhört!“

Mehrere Stimmen. Die alte Geſchichte! Ein Einzelner. Wer weiß, wie lange die Geſellſchaft geſtern Abend bei dem Banquier Feldner gebauert hat.

Regiſſeur. Das geht uns nichts an! Hier hat ſie zur beſtimmten Stunde zu erſcheinen. (Fräulein Liebetraut erſcheint lachend in der Thüre.) Aber, Fräulein, müſſen Sie denn immer auf ſich warten laſſen?

Fräulein Liebetraut. So, haben's ſchon gewartet? Sie hätten ganz ruhig anfangen können, meine Rolle hätte ich auch ohne Leſeprobe ſpielen können, die paar Worte! Das iſt zu lächerlich. Mir ſolche Rolle zu geben!

Der Regiſſeur. Die Direktion fand es für nötig, daß Sie dieſe Rolle ſpielen.

Fräulein Liebetraut. Wirklich? Die Direktion? Meinemwegen, ich bin ja auch ſchon da. (Wird bemerkt und kom- binierend, daß ich der Verfaſſer ſein müſſe.) Sie hätten mir auch wohl eine beſſere Rolle ſchreiben können, Herr Doktor!

Ich. Wie denn etwa, mein Fräulein?

Fräulein Liebetraut. Au, wiſſen's — luſtiger!

Ich. Im erſten Schauſpiel kann dem Humor nur ein ſehr beſcheidener Raum gewährt werden.

Fräulein Liebetraut. Müſſen's denn grad ein Schau- ſpiel ſchreiben? Mir ſind die Schauſpiele im Tode zuwider. Ein ſeiches Luſtſpiel, das iſt meine Sach!

Viele Zeichen der Unruhe und Ungebuld — Glocke des Regiſſeurs.

Eine tiefe Stimme. Fangen wir endlich an? Ich muß nach der Probe noch zu Siechen! (Gelächter.)

Eine Dame. Das iſt aber unwürdig! Was muß der Herr Verfaſſer von uns denken, welcher Ton bei uns herrſcht.

Fräulein Liebetraut. Na, na! Thun Sie nur nicht ſo ſcheinheilig. Sie haben ſicher wieder die ſchönſte Rolle, darum brennen Sie darauf, ſie vor dem Herrn loſzuſchießen. Das kennen wir doch!

Die Dame. Ich verbitte mir erſtlich Ihre Imperti- nenzen!

Der Regiſſeur. Und ich bitte mir Ruhe aus! Sehen Sie ſich, Fräulein, und fahren Sie nicht ſo im Zimmer umher. Wir wollen anfangen.

Mehrere Stimmen. Endlich!

Das iſt ein vielverſprechender Anfang, dachte ich, während ich ſtaunend dieſen Auseinanderſetzungen zuhörte. Ich war ein beſcheidenes „Nichts“ und darum legte man ſich auch keinen Zwang vor mir auf. Mein armes Schauſpiel, wie wird es dir noch ergehen! Wahrhaft peinlich war die Erfahrung, wie wenig lebenswürdig die verzo- genen Lieblinge des Publikums ſein können, wenn das Auge des Publikums ſie nicht bewacht.

Der Regiſſeur begann zu leſen:

Die Liebe endet nie!

(Spöttiſches, wenn auch unterdrücktes Lachen einer Dame.)

Schauſpiel in 3 Akten von F. Karl.

I. Akt. 1. Scene: Walter, Clara, Frau Werner, Werner, Marie.

Der Darſteller des Walter begann zu leſen, die anderen Perſonen der Scene folgten, wie es der Gang des Dialogs vorſchrieb. Die Darſtellerin der Clara, eine noch junge Dame, laß ihre Rolle voll Feuer und Leben ganz im Charakter der Rolle; die der Frau Werner laß ſehr müſſam, hatte alſo wohl

die Rolle vorher nicht durchgelesen; der Darsteller des Werner, ein bekannter Künstlerveteran, war ganz bei der Sache, las vortrefflich, ganz in dem Sinne, wie ich seine Rolle gesprochen zu sehen wünschte; Fräulein Liebetraut, die Darstellerin der Marie, las lachend, obgleich der Sinn der von ihr zu lesenden Worte das durchaus nicht verlangte, vielleicht in der Erinnerung an die Scherze, welche sie zu meinem Ärger mit ihren Nachbarin während des Fortgangs der Leseprobe ausgetauscht hatte, und wurde vom Regisseur darauf aufmerksam gemacht, daß die Rolle nicht lachend zu sprechen sei, lachte aber natürlich weiter.

Der erste Akt, die Exposition, ging im ganzen ziemlich ruhig vorüber. Der Regisseur hatte allerdings manche Ausstellungen bei der Betonung einzelner Worte und Sätze, an der Auffassung einzelner Rollen, soweit sie erkennbar beim Lesen wurden, zu machen, sie waren ruhig angehört worden, ob sie aber beherzigt werden würden, das schien mir sehr die Frage. Der Aktluß selbst, den der Träger der Rolle des Werner, des braven armen Mannes, der vorhin erwähnte Künstlerveteran las, fand den allgemeinen Beifall dieses, in Bezug auf die Bühnenwirksamkeit gewiß sachverständigen Publikums. Selbst die lachende und quecksilberne kleine Naive fühlte sich veranlaßt auszurufen: „Das ist ein reizender Aktluß, Herr Doktor!“ und erschien mir dadurch — o! Schriftstellereitelkeit! — schon weniger unliebenswürdig als vorher. Unwillkürlich mußte ich dankbar an den guten Direktor denken, der in seiner mich damals verletzenden, von mir unverständenen Manier mich gezwungen hatte, den ursprünglichen Aktluß zu ändern.

Der Regisseur las wie immer das Personal der Szenen, worauf dann der Dialog gelesen wurde:

II. Akt. 1. Scene: Fabrikant Sternheim, Julie, seine Frau, Hermann, beider Sohn, Werner, Clara Werner, Schwarz, Buchhalter!

Es wurde von den verschiedenen Darstellern abwechselnd teils mit Interesse an dem Gegenstand, teils teilnahmslos und schlecht gelesen, der Regisseur mußte oft und wie ich anerkennend sagen muß, mit Sachkenntnis korrigieren, und ich lernte allmählich die Künstler von den Komödianten im Personal unterscheiden, erfuhr, auf welche Darsteller ich mich für den entscheidenden Abend der Aufführung meines Schauspiels verlassen könne. Es waren dies bis auf wenige Ausnahmen die älteren Mitglieder, während die jüngeren die Sache sehr leicht zu nehmen, die Leseprobe als nebensächlich, als unnötige Zeitverschwendung zu betrachten schienen und immer eine Entgegnung bereit hatten, wenn der Regisseur sie korrigierte. Ein Zeichen der Zeit!

Es kam nun die Liebeszene zwischen Clara Werner und dem Sohne des Fabrikanten Sternheim, Hermann, mein Stolz und in der Erinnerung an persönlich Erlebtes, wenn auch schon Vergangenes mit meinem Herblute geschrieben. Meiner Überzeugung nach ist eine Liebeszene dem heutigen Publikum gegenüber das schwierigste Thema für den Bühnenschriftsteller. Natürlichkeit muß sich mit Anmut in ihr verbinden, wenn sie nicht banal sein und die Geduld des Publikums auf eine gefährliche Probe stellen soll. Die beiden Darsteller lasen die Scene ganz vortrefflich, und ich dachte mir, so auf der Bühne gesprochen, müsse sie von Wirkung sein, ja großen Eindruck machen; zu meiner Überraschung aber erklärte sie der Regisseur für viel zu lang, das Publikum würde sie nicht ruhig bis zum Ende ertragen. Mit dem ganzen Bewußtsein überlegener Kenntnis vom Wirken auf der Bühne und von oben herab demonstrierte mir der Herr nicht, weshalb sie zu lang sei, sondern nur, daß dieser und jener Satz des Zwiegesprächs der Liebenden ganz überflüssig sei und deshalb gestrichen werden müsse. Natürlich wiederlegte ich mich dieser Verstimmlung, wenn auch in der bescheidensten Form, suchte dem Herrn begreiflich zu machen, daß diese unscheinbaren, ihm überflüssig dünkenden Zwischenfälle den notwendigen Übergang zur Steigerung des Ausdrucks der Leidenschaft, also Glieder einer Kette bildeten, die zerrissen, den Eindruck abschwächen und daß ich deshalb auf den vollen Wortlaut des Dialogs bestehen müsse. Mit der Kürzung würden auch kaum einige Sekunden Zeit gewonnen werden.

In dem Streite zwischen dem Dichter und dem Kostümbesitzer würde der Dichter kaum Sieger geblieben sein, wenn ihm nicht die beiden Liebenden zu Hilfe gekommen wären mit der Versicherung, daß sie sich in der Scene kein Wort streichen lassen würden. Nach dieser Versicherung sank der schon geschwungene Morddrohtift, blieb aber von nun an fortwährend auf der Lauer und machte noch mehrfach Versuche, seine Existenz zu bethätigen.

Auch dieser Akt ging im ganzen ohne bedeutende Störungen vorüber. Unruhig war die Gesellschaft bis auf wenige, schon angeführte Ausnahmen ja von Anfang an gewesen, die kleine Naive hatte die Unruhe hineingetragen, aber sie störte mich nun nicht mehr: ich sah trauernd ein, daß ich mich geirrt habe, als ich annahm, daß man meiner Dichtung im eignen Interesse, im Interesse des Berufs, aus Achtung vor sich selbst die ihr gebührende Aufmerksamkeit schenken würde, vermochte aber nun nichts mehr zu ändern.

Warum hatte ich mich auch so bescheiden gegeben! Warum zwang mich meine Verehrung der Kunst und wahrer Künstlerische Freude zu äußern bei der Aussicht mein Schauspiel durch diese Künstler dargestellt zu sehen? Mir geschah ganz recht! Dieser Gedanke machte mich auch unempfindlich gegen jene Scherze über den Titel meines Schauspiels, die, wenn gleich nur halbblau geäußert, doch mir zu Gehör gelangten, wie gegen andere ostensiblen verschiedene Ungezogenheiten. Unwillkürlich aber drängte sich mir die Frage auf: sind denn Herzens- und Geistesbildung nicht mehr unerlässliche Requisite für den Künstler? Kann er ohne sie ein Künstler sein? Und Künstler waren in der Gesellschaft, ich hatte sie in ihren Darstellungen als solche kennen gelernt. — Ich stand vor einem Rätsel.

Der dritte Akt, in dem die Handlung zur Katastrophe sich zuspitzt, begann nun. Der Regisseur leitete ihn wie die beiden vorangehenden ein.

Die erste Scene enthielt die Auseinandersetzung zwischen dem armen Werner und dem reichen Fabrikanten Sternheim. Der Darsteller des Sternheim hatte schon, wenn auch nur andeutungsweise, im zweiten Akte durchblicken lassen, daß ihm seine Rolle nicht zusage, er las ohne allen Ausdruck und wurde

deshalb mehrfach vom Regisseur forrigniert. In diesem Akt schien es mit seiner Selbstbeherrschung vorbei zu sein und als der Regisseur ihn nun und mit vollem Rechte auf die falsche Auffassung seiner Rolle aufmerksam machte, erwiderte er in sehr erregtem Ton, daß er lange genug beim Theater sei, um zu wissen, wie er eine Rolle aufzufassen habe, daß nicht der Regisseur, sondern er die Rolle zu spielen und seine Haut vor dem Publikum zu Markt zu tragen habe. Der Regisseur, im Gefühl seines Rechts, replizierte in derselben schroffen Weise, und so entspann sich ein immer hitziger werdendes Wortgefecht, an dem nach und nach viele der Anwesenden Anteil nahmen, die einen um zur Ruhe zu mahnen, die anderen um Öl ins Feuer zu gießen, bis schließlich der bestimmungslos erregte Darsteller des Sternheim seine Rolle mit der Versicherung, daß er sie überhaupt nicht spielen werde, auf den Tisch warf und wütend das Lesezimmer verließ, gefolgt vom Regisseur, der mich und das Personal ersuchte, zu warten, er wolle den Vorfall nur dem Direktor im Bureau melden und würde dann gleich zurückkehren.

Was ich als stummer und doch sehr interessierter Zuhörer dieser stürmischen Scene empfand, läßt sich schwer schildern. Sind das dieselben Künstler, die du so oft bewundern mußt, fragte ich mich, und tiefe Beschämung ergriff mich für die Handelnden und tiefe Entmutigung auch für mein weiteres Streben: Ohne Achtung vor der Kunst und ihren Priestern, wie konnte ich ein dramatischer Dichter sein und werden?

Nicht sofort nach dem Fortgang der beiden Streitenden gelangten die aufgeregten Gemüter der Zurückgebliebenen zur Ruhe. Es wurde hin und her über die Berechtigung des Durchgängers zu seinem Durchgang, zu seiner Weigerung die Rolle zu spielen, gestritten. Die einen behaupteten, er habe recht gethan, er hätte nicht nötig gehabt sich in Gegenwart eines Fremden schulmeistern zu lassen; die anderen, er habe unrecht gehabt, er sei nicht mehr wie sie, die doch auch korrigiert worden und auch schlechte Rollen zu spielen gezwungen wären. Noch andere kamen zu dem Schluß, daß solche Szenen die Folge davon wären, wenn die Direktion Stücke unbekannter Autoren zur Aufführung annähme, eine Äußerung, die zu meiner Freude doch den Unwillen mehrerer Künstler hervorrief und mich bestimmte, aus meiner Reserve herauszutreten und den Ungezogenen zu zeigen, daß ich doch nicht der unreife Burleske sei, für den sie mich halten mochten.

„Ich bitte die Herren, welche so wohlgezogen waren, mich den unbekanntem Autor und mein Schauspiel als die Ursache der nicht sehr schönen Scene anzusehen, tausendmal um Verzeihung, ich werde eifrig bemüht sein, bekannt zu werden, und hoffe mir dadurch in der Zukunft Ihre mir so notwendige jetzt leider noch fehlende Achtung und Wertschätzung zu erwerben.“

Das donnernde Bravo, welches meinen Worten folgte, an dem, wie ich nach dem Stimmenklang urteilte, die Damen einen hervorragenden Anteil hatten, überzeugte mich zu meiner Freude, daß ich damit den Weg zum bessern Verständnis mit dem größten Teil der Darsteller gefunden und betreten hatte. Die kleine Naive, die immer etwas Besonderes haben und thun mußte, rief lachend: „Bravo, Herr Doctor das war gut gegeben; ich laß mir auch nix gefallen.“

Und als nun jener Ungebildige aus dem Beginne der Leseprobe mit dem Ausdruck tiefer Trauer laut in die schallenden Gelächter erregenden Worte ausbrach: „Na, da werde ich wohl heute nicht mehr zur Zeit zu Siechen kommen!“ war die hochgradige Spannung der Gemüter überwunden, und es konnte nun, da der Regisseur zurückkehrte, die Leseprobe, in welcher er die Rolle des Sternheim las, fortgesetzt und beendet werden. Es geschah dies, wie nach den vorangegangenen Auftritten erklärlich, in fliegender Eile, sogar die Selbstmordscene ging flüchtig, ohne Eindruck zu machen, vorüber. Die Gesellschaft erhob sich, während der Regisseur laut die Arrangierprobe auf der Bühne für den nächstfolgenden Vormittag zur selben Stunde ankündigte, und verließ lachend und scherzend das Zimmer, voran und eilig der Siechen-Fahrer, zuletzt die kleine Naive, die mir lachend: „Guten Appetit, Herr Doctor!“ zurief.

So endete die erste, die Leseprobe, und so die zweite Leidenschaftsstation.

Nachdruck verboten.

## Die Entstehung der Wärme des Körpers.

Von Dr. P. R. Koch.

In diesem und einigen nachfolgenden Artikeln über Gesundheitspflege soll es vor allem mein Bestreben sein, den Lesern praktische Ratschläge zur Erhaltung oder Wiedererlangung ihrer Gesundheit und Anmut zu erteilen. Doch will der Gebildete auch die Gründe wissen, aus denen ein bestimmter Rat ergeht, und es ist darum notwendig, sowohl über die Wirkungsart der verordneten Mittel, als ganz besonders auch über Natur und Einrichtung unseres Körpers zu sprechen. Diese sehr lobenswerte Wissbegierde hat aber auch große Vorteile.

Ein guter alter Spruch sagt: „Eines scheidet sich nicht für alle,“ und er gilt in hohem Maße für die Gesundheitspflege. Was hier dem einen frommt, kann dem andern sehr schaden, weil die Wirkung jedes der Gesundheit dienlichen Mittels verschieden ist je nach Konstitution, Alter und Art des Lebens. Es ist eine große Thorheit, sich im Meyerschen Konversationslexikon oder in einem ärztlichen Nachschlagebuch Rat gegen eine Krankheit holen zu wollen, oder das bei sich anzuwenden, was einer guten Freundin einmal geholfen hat. Nur Einsicht in das innere Getriebe unseres Körpers, der ein gar zart und kunstvoll eingerichteter Organismus ist, kann uns vor Mißgriffen schützen und uns zeigen, worauf es im speziellen Falle ankommt.

Aber außer diesem praktischen Nutzen, den das Verständnis vom Bau des Körpers und seinen Einrichtungen hat, gewährt es auch ästhetischen Genuß und eine Erhebung des Ge-

müts, die Weisheit und Schönheit des menschlichen Organismus zu begreifen und zu bewundern.

Ein Vorgefühl davon wird die Leserin bereits in den folgenden Zeilen empfinden, wo ich von der Entstehung der Wärme des Körpers spreche, um darauf fußend und im Anschluß daran in den folgenden Artikeln die so wichtige Pflege unserer Haut zu behandeln.

Es besitzt ein jeder Mensch in seinem Innern Wärme, welche, wenn man sie in der Achselhöhle mit dem Thermometer mißt, etwa 37° (Celsius) beträgt.

Da nun in unserem Klima die Luft niemals eine so hohe Temperatur hat, so kann der Mensch seine Wärme auch nicht von außen erhalten haben, er muß vielmehr eine Wärmequelle in seinem Innern besitzen, und man nennt die Körperwärme deshalb auch Eigenwärme. Da wir von dieser Eigenwärme fortwährend an die kältere Luft unserer Umgebung abgeben müssen, so können wir unseren Leib in dieser Beziehung mit einem geheizten Ofen vergleichen, der ja ebenfalls Wärme ausstrahlt. Inbezug werden Sie sofort einen sehr bemerkenswerten Unterschied in Bezug auf die Wärme gewahrt werden zwischen dem menschlichen (und auch jedem tierischen) Körper einerseits und einem Ofen oder jeder anderen wärmeerzeugenden Maschine andererseits, welcher Ihnen die große Überlegenheit des Körpers auch in dieser Beziehung zeigt. Ein jeder solcher Apparat nämlich bedarf fortwährender Aufmerksamkeit, Überwachung und Bedienung, wenn er warm bleiben soll, und bei alledem ist es doch kaum möglich, die Temperatur auf gleicher Höhe zu erhalten. Dagegen brauchen wir uns um unsere Eigenwärme nicht zu bekümmern, und obgleich der Körper fortwährend an die Luft Wärme verliert, bleibt doch die Körpertemperatur immer fast dieselbe (die Schwankungen betragen beim Gesunden höchstens 1° C). Ist das nicht staunenswert? Der Neger am Äquator hat bei + 40° Luftwärme dieselbe Luftwärme in seinem Innern wie der Eskimo bei - 40°, also bei 80° Unterschied, und ob wir uns im Eiseller aufhalten oder in einem Badofen, es ändert das nichts an der Konstanz unserer Eigenwärme!

Aber so erhaben auch der Menschen- und Tierkörper darin über jede künstliche Maschine ist, so verknüpfen ihn doch gewisse Bande der Verwandtschaft mit der übrigen Welt, und es bewegen sich in ihm dieselben physikalisch-chemischen und mechanischen Kräfte, die auch sonst in der Natur thätig sind.

Wärme ist Wärme, und sie muß notwendig dieselbe Entstehung haben, ob sie nun als Sonnenwärme oder als Ofenwärme, oder endlich in der Form von Körperwärme auftritt. Wir wissen, wodurch ein Ofen erwärmt wird. Einfach durch Verbrennung von Heizmaterial, sei es Holz, Torf, Kohlen oder Gas. Wenn wir aber ein wenig Chemie studiert haben, so wissen wir weiter, daß es die Verbindung des Kohlenstoffs und Wasserstoffs jener Brennmaterialien mit dem Sauerstoff der dem Ofen zufließenden Luft ist, was die Wärme erzeugt. Durch einen ganz ähnlichen Verbrennungsprozeß (wissenschaftlich ausgedrückt: Oxydations-Prozeß) wird nun auch unser Körper geheizt, und Sie erraten leicht, daß sein Brennmaterial die Speisen und Getränke sind, die wir zu uns nehmen, und daß der zur Oxydation derselben notwendige Sauerstoff aus der eingeatmeten atmosphärischen Luft, wie beim Ofen, bezogen wird. Die genossene Nahrung gelangt durch den Mund in den Magen und den langen Verdauungskanal, und wird dort chemisch verwandelt (verdaut) und durch eine große Menge von Drüsen aus- und aufgesogen. Der so gewonnene Speisensaft wird dann dem Blute zugeführt, welches zunächst der Lunge zufließt, sich da mit Sauerstoff sättigt, und nun allen Geweben und Organen des Körpers das Nährmaterial zuführt. In diesen geht nun dessen Verbrennung und mithin die Wärmebildung vor sich. Das fortwährend vermittelst der Druckkraft des schlagenden, d. h. sich zusammenziehenden Herzens im ganzen Körper freiziehende Blut bewirkt aber, daß die an verschiedenen Körperstellen in verschiedenem Grade erzeugte Wärme sich gleichmäßig im ganzen Körper verteilt. Das Innere desselben hat eine Temperatur von etwa 39°, die sich aber nach der Oberfläche hin durch Wärmeabgabe so vermindert, daß in der Achselhöhle, wie wir wissen, nur noch 37° C gefunden wird.

Der Stoffumsatz oder Stoffwechsel ist also die Ursache, wenigstens die Hauptquelle unserer Eigenwärme, und nun verstehen Sie auch, warum man im Norden und im Winter, wo der Mensch an seine Umgebung viel Wärme verliert, eine kräftige, fleischreiche Kost liebt und benötigt, und warum der Südländer mäßig im Essen und Trinken ist und vegetabilische Kost vorzieht. Und ebenso begreiflich finden Sie es nunmehr, warum die arme Näherin leicht friert, während dem reichen Rentier ganz wohllich warm wird nach seinem lukullischen Mahle.

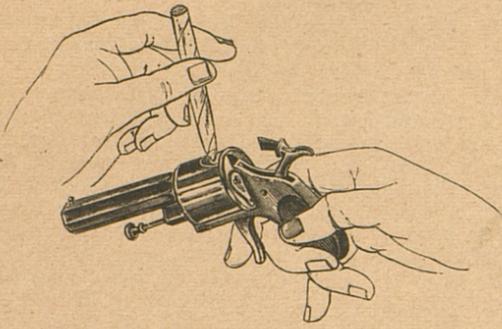
Kann dem Nahrungsbedürfnis nicht genügt werden, oder sind die Verdauungsorgane in fränktem, geschwächtem Zustande, so wird nicht ausreichend Wärme erzeugt, und es sinkt daher die Körpertemperatur bei Hungernden, in langwährenden Krankheiten, bei schwächerer Konstitution und im Greisenalter.

Eine konstante Innemwärme ist dem Menschen zu seiner Gesundheit und guten Arbeitsfähigkeit durchaus notwendig; Beweis dafür ist, daß wir uns bei einer Veränderung derselben krank und mehr oder weniger leistungsunfähig fühlen. Namentlich vertragen wir eine Steigerung, die wir Fieber nennen, schlecht. Eine Temperatur von 40° C in der Achselhöhle bedeutet schon Gefahr, 41° habe ich bei mir selbst einmal während einer Krankheit gemessen, ich fühlte aber dabei bereits meine Sinne schwinden, und eine Temperatur von über 42° wird selten überstanden.

Daraus geht die praktische Regel hervor, jede Erhöhung der Körperwärme, die 38° übersteigt, ernst zu nehmen und den Arzt bei solcher zu befragen. Wer also mit sich selbst vorsichtig sein will, oder wenn die Gesundheit anderer anvertraut ist, der thut gut, sich einen Krankenthermometer anzuschaffen und ihn bei Krankheitsanzeichen zur Prüfung, ob Fieber vorhanden ist, anzulegen. Seine Anwendung bedarf einiger Regeln, die der Arzt der Familie in wenigen Minuten lehren kann und gelegentlich gewiß gern zeigt. Ist das Vorhandensein von Fieber erkannt, so ist damit schon viel gewonnen, denn es giebt sicher wirkende Mittel zur Minderung des Fiebers, und gerade die neueste Zeit hat deren Anzahl vermehrt.

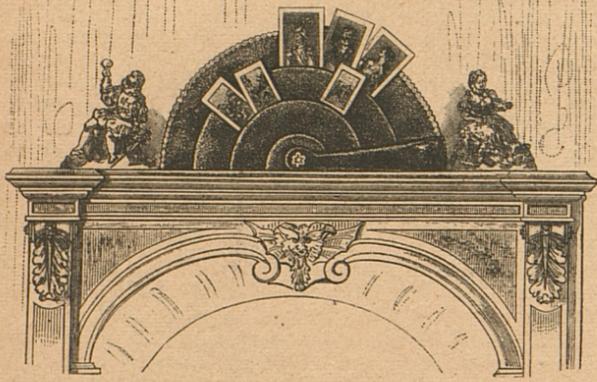
### Neuheiten aus allen Gebieten.

**Neuer Cigarrenabschneider.** Eine sehr hübsche Bereicherung des Rauchtisches im Herrenzimmer bildet der hier abgebildete, aus Nickel und poliertem Holz in Form eines eleganten Taschen-Revolver's gearbeitete Apparat, dessen Handhabung sehr einfach ist: Man spannt den Gahn, steckt die Cigarre in die Öffnung der Trommel drückt ab und die durchschnittene Spitze



fällt in die als Spigen-Reservoir dienende Trommel. Passionierte Raucher, welche ein faillio für alle Neuheiten auf dem Gebiete der Raucher-Industrie zu haben pflegen, werden sich gern mit einem solchen „Revolver“ beschenken lassen, welcher in allen größeren Bijouterie-Handlungen zu finden ist.

**Photographie-Ständer,** einen ausgebreiteten Fächer darstellend, dürfen originell genannt werden und sind als Kamin-Schmuck en vogue. Die aus



Pappe geschnittenen, mit farbigem Flüsß und Atlas überzogenen und mit zierlichen Stickeren in Goldfaden, Seide, Genille u. verzierten Ständer können eine verhältnismäßig große Anzahl Photographien aufnehmen. Auch Photographie-Falter in Form von Palmblattfächern oder kleiner vierteiliger Wandbilder sind beliebt.

(Bezugsquelle: Etiebel u. Schmidt, Berlin, Friedrichstr. 78.)

Nachdruck verboten.

### Sichkästchen und andere Nageliere im Zimmer.

Sichhörnchen sind, wie Nageliere überhaupt, verhältnismäßig schwierig im Zimmer zu halten und zwar weniger um der Tiere selbst, als um der Menschen willen; nur bei voller Kenntnis ihres Wesens und der darin begründeten Eigentümlichkeiten und Bedürfnisse kann man einerseits wirklich Freude an ihnen haben und andererseits die Gefahr abwenden, mit welcher sie die menschliche Gesundheit durch die Ausbreitung ihrer Entleerungen sonst bedrohen. Als eine Hauptsache muß die zweckmäßigste Einrichtung des Käfigs gelten. Runde Gestalt sollte man bei demselben, ebenso wie bei jedem Vogelbauer, durchaus vermeiden. Im übrigen muß er viel höher als lang und breit sein, und je weiter, desto besser. Ganz oben wird ein Wohn- und Schlafkasten angebracht, welcher ebensowohl von außen, als auch von innen angehängt werden kann, im erstern Fall aber völlig mit Blech oder besser Drahtgaze benagelt sein muß. Am billigsten beschafft man einen gewöhnlichen Starnistkasten, bringt diesen aber nicht fest, sondern wagerecht und zwar so an, daß das Schlupfloch von oben hinunter führt. Andernfalls lassen Sie sich einen viereckigen Kasten aus festem harten Holz von entsprechender Größe, der lieber etwas zu geräumig als zu eng sein darf, herstellen, und zwar mit dem Schlupfloch ganz oben an einer Seite. Zu dem letzteren hinaus, vor ihm und auch sonst durch den ganzen Raum müssen Sitz- und Kletterstöcke zweckmäßig angebracht werden; man giebt am besten durch die in der Mitte des Käfigs befindliche große Thür einen ganzen dichtbelaubten frischen Obstbaumzweig hinein, welcher von Zeit zu Zeit erneuert werden muß. Auch schiebt man hin und wieder durch das Gitter frische Aststücke von mancherlei verschiedenen Holz zum Benagen hinein. Eine Hauptfrage bei der ganzen Einrichtung ist die sachgemäße Herstellung der Schublade. Diese muß von gut verzinntem Eisenblech sein. Oberhalb derselben, in der Höhe von etwa drei Finger breit, muß der Boden des Käfigs mit einem sehr engen Gitter aus verzinntem Eisenblech überdeckt sein und beides, sowohl dies Gitter als auch die Schublade, müssen sich leicht ein- und ausziehen lassen. Täglich mindestens einmal werden zuerst die Schublade und dann das Gitter einzeln herausgezogen, entleert, dann mit heißem Wasser gebrüht und abgetrocknet und die Schublade etwa fingerbreit mit sauberm, durchaus trockenem Strohband oder ebensolchem Sägemehl oder Asche beschüttet; das Gitter wird damit ausgestäubt. Der Sockel des Käfigs muß so eingerichtet sein, daß von dem Sand u. a. nichts zwischen Schublade oder Gitter und Käfigwand geraten und dort üblen Geruch verursachen kann. Um ein Schlafnest herzustellen, verabreichen Sie dem Sichkästchen bunt durcheinander Mos, Heu, Seegrass, allerlei weiche Lappchen u. a., doch muß alles durchaus trocken und sehr sauber sein. Als gewöhnliche Nahrung gewähren Sie täglich ein Stückchen Weißbrot (irgend welches Weizengebäck, doch ohne Zucker oder Gewürz) in frische süße Milch geweicht und als notwendige Zugabe einige Hasel- oder Ballnüsse, für junge Tiere natürlich eingeknickt, für die Alten ganz, oder dünnschalige Knochmandeln, sowie ein wenig von allerlei Obst, wie es die Jahreszeit bringt: Kirsche, Weintraube, Birn-, Apfelstückchen u. a., auch wohl ein Stück Johannisbrot, selbst eine gelbe Rübe u. dergl. — Bei dieser Pflege können Sie ein Sichkästchen viele Jahre hindurch gesund und munter erhalten, und daselbe gilt im wesentlichen von allen übrigen Kletternden Nagern, wie weißen Ratten und Mäusen, Haselmäusen, Fieselmäusen u. a. m.; nur muß je nach der Art des Tieres die Einrichtung des Käfigs, die Fütterung u. s. w. etwas verändert werden. Nähere Auskunft über all dergleichen gewährt meine „Fis“, Zeitschrift für alle naturwissenschaftlichen Liebhabereien. Wenn Sie das Sichhörnchen

oder gleichviel welches andere hierher gehörende Tier sodann freundlich behandeln, sich viel und liebevoll mit ihm beschäftigen, so wird es auch ungemein zutraulich und zahm und kann Ihnen viel Vergnügen gewähren.

Dr. Karl Ruf.

### Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „Februar“.

Fig. 1. Gesellschaftstoilette. Das Kleid aus faille française ist mit einem in der Weise der Abbildung gefalteten Tunitateil, welcher vorn und an der rechten Seite in Baden ausgeklagene Volants stehen läßt,



Fig. 1.

garniert und hinten mit einer 200 Cent. langen, 180 Cent. weiten Schleppe ausgestattet.

Das Mantelet aus velours damassé hat man mit einem Futter von dunkelrotem Atlas versehen und am Außenrande, sowie an den Ärmeln mit Streifen von Chinillapelz verziert. Zum Schließen des Mantelets dienen Haken und Öfen. Die Haargarnitur bildet ein Tuff von grauen Straußfedern. (Siehe die obenstehende Rückansicht Abb. 1.)

Fig. 2. Gesellschaftstoilette für junge Mädchen. Für dieses aus rosa satin merveilleux und weißer Spitze hergestellte Kleid hat man den 210 Cent. weiten Rock aus Satin am unteren Rande mit einer 6 Cent. breiten, à plissé gefalteten Frisur garniert und oberhalb derselben einen 320 Cent. weiten, 28 Cent. hohen Volant angebracht, welchem eine 16 Cent. breite Tüllspitze aufliegt; außerdem ist der rechten Seite des Rockes ein 62 Cent. hoher, à plissé gefalteter Teil von satin merveilleux aufgesetzt. Der 516 Cent. weite, vorn 105, hinten 136 Cent. hohe Spigenvolant überdeckt in der Weise der Abbildung, auf der rechten Seite einen Schawlteil sehen lassend, den Rock; letzteren zieren außerdem Schleifen und Enden von 6 1/2 Cent. breitem Atlasband. Die Taille ist vorn und hinten, sowie auf den Ärmeln mit gefalteten Spigenteilen garniert, mit einem mit Spitze verzierten Stehragen verbunden und am unteren Tailletrand mit in Falten geordneter Spitze, welcher am linken Schöße nach Schlingen von 6 1/2 Cent. breitem Atlasband aufliegen, ausgestattet. Schlingen und Enden von gleichem Band garnieren außerdem die zum Schließen mit Haken und Öfen versehene Taille. Als Haarschmuck dient ein Rosenzweig, ein Fächer aus rosa Straußfedern vervollständigt die Toilette.

Fig. 2.

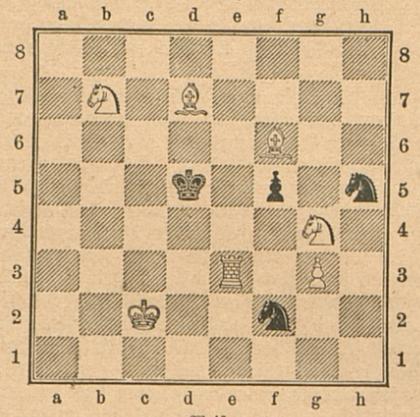
### Buntes Allerlei.

Schach.

Aufgabe Nr. 191.

Von A. J. Maas in Cham.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

### Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 70.

Eine Dame verteilte 144 Nüsse unter ihre aus Knaben und Mädchen bestehenden sieben Kinder. Sie gab eine Hälfte den Töchtern und zwar jeder Tochter gleichviel Nüsse, die andere Hälfte gab sie den Söhnen in gleicher Art. Bei dieser Verteilung erhielt jedes Mädchen sechs Nüsse mehr als jeder Knabe.

Wie viel Knaben und Mädchen waren es?

Auflösung des Einfielderspiels Seite 20.

- |               |                |
|---------------|----------------|
| 1. e 5 - c 5. | 2. d 7 - d 5.  |
| 3. f 7 - d 7. | 4. d 4 - d 6.  |
| 5. d 7 - d 5. | 6. c 5 - e 5.  |
| 7. e 6 - g 6. | 8. f 4 - f 6.  |
| 9. g 6 - e 6. | 10. e 6 - e 4. |

Auflösung des Zahlen-Quadraträtsels Seite 20.

k	a	r	p	f	e	n
b	r	a	b	a	n	t
s	e	o	r	b	u	t
e	a	r	n	e	o	l
e	u	g	e	n	i	e
p	o	l	e	n	t	a
f	l	i	e	d	e	r

Pauline Luca.

Auflösung des Akrostichon Seite 20.

„Stolz will ich den Spanier.“

Saladin.	Freue.	Oleander.	Laden.
Yelle.	Walter.	Jade.	Kaube.
Lotto.	Alas.	Gulm.	Gesen.
Darius.	Crebus.	Nadel.	Salm.
Vinzel.	Amur.	Norden.	Zacht.
	Clage.	Rast.	

### Korrespondenz.

**Haushalt und Küche.** Fr. W. L. Der gewöhnliche Essig wird entweder durch Schnelleffigfabrikation aus Spiritus oder durch Verdünnen von gereinigter, aus Holzessig hergestellter Essigsäure (Essigsäure) bereitet. Beide Essige haben, wenn der Spiritus fuselhaltig oder die Essigsäure nicht frei von brenzlichen Produkten war, einen schlechten Beigeschmack; beide können aber selbstverständlich, aus reinem Rohprodukt hergestellt, rein schmeckend sein. Niemals werden sie indes den Wohlgeschmack besitzen, den der wirkliche, aus Wein bereitete Weinessig (Burgundereffig) trägt. Man soll nun zur Salatzubereitung den Wohlgeschmack des Weinessigs dem Salat geben, wenn man einen billigen bouquetreichen Wein (Moselwein) mit gleichen Teilen seinem Speisöl mischt und diese Mischung nach zeitweiligem Durchschütteln vierzehn Tage lang stehen läßt. Das Bouquet des Weines geht dann in das Öl über, und es bedarf dann nur eines guten rein schmeckenden Essigs, um mit dem aromatischen die einen wohl schmeckenden Salat zu geben. — Eine Zusammenstellung von Vorschriften zu Gebäuden, die mit Backpulver gemacht werden können, finden Sie in dem „Deutschen Backpulver-Handbuch“, zu beziehen von H. Dietrich in Schöningen a. R. (Preis 1,30 Mark). — **Josephine S.** in B. Dragum-Essig ist dasselbe wie Estragon-Essig. Man bereitet denselben, indem man die frisch von den Stengeln abgetrennten Estragonblätter an einem schattigen, warmen Orte, aus Papierblätter ausgebreitet, abwelken läßt und auf einen Liter besten Weinessig ungefähr 150 bis 200 Gramme der Blätter nimmt, die man zusammen mit dem Essig in eine Flasche thut, sie verkorkt, etwa zwei Wochen lang in die Sonne stellt und den Essig dann filtriert. Mitunter fügt man, nach Geschmack, den Estragonblättern noch etwas Salz, Schalotten, Basilikum oder Pimpinellwurzel hinzu.

**Kosmetik und Gesundheitspflege.** W. in V. — Fr. M. in V. Wir haben vor vielen Jahren schon die Mitteilung gemacht, daß Wintermäler schnell und fast schmerzlos auf elektrischem Wege (durch den galvanischen Apparat) sich entfernen lassen. Damals war es Sanitätsrat Dr. Reineke in Berlin, der solche Operationen vornahm. Neuerdings ist diese Behandlung auch von Professor Voltolini in Breslau wieder aufgenommen worden; von Berliner Ärzten wird uns noch Dr. Krücher, Potsdamerstraße 112, genannt. Wohl in jeder größeren Stadt befinden sich heute Ärzte, die im Besitze eines galvanischen Apparates sind und die in Rede stehenden kleinen Operationen ausführen. — **Aboumentin in Steile.** — Die auf Seite 196, Jahrg. 1886 des Bazar angegebene Wäsche gegen Leberflecke wird unverändert mittelst eines Schwämmchens aufgetragen. — **Fr. V. in G.** Raucher und starker Haarausfall kann sehr verschiedene Ursachen haben; es ist in solchen Fällen daher geboten, daß man den Arzt zuzieht, damit er die Ursache zu ergründen suche. Ein Universalmittel gegen Haarausfall giebt es nicht. Die Verwendung des Franzbranntweins als Kopfwaschmittel ist da angezogen, wo, wie bei Kopfschmerzen, mikroskopische Pilze vorhanden, die den Haarausfall veranlassen. Es ist sicher ein Vorurteil, wenn man behauptet, daß durch spirituelle Mittel, wie Franzbranntwein, vorzeitiges Ergreifen der Haare eintritt. Wendet man irgend einen Haarspiritus an, der nicht, wie z. B. Moras Haarmittel, ein fettes Öl (Ricinusöl) gelöst enthält, so muß man, weil der Spiritus haarrüht auflöst, dafür sorgen, daß die Kopfhaut durch irgend ein mildes und nicht ranziges Fett (eine Pomade) leicht eingeseift bleibt. Jedenfalls ist bei extrankter Kopfhaut nötig, verstärkte Reinhaltung derselben zu beachten und sie sowohl vor Zugluft, wie vor zu starker (warmer) Bedeckung zu hüten. Man reinigt die Kopfhaut durch Waschen mit Eigelb oder mit einer neutralen Seife (am besten Thymol. Centrifugalseife aus Schering's grüner Apotheke, Berlin N.) und fettet sie nach dem Waschen wieder ein. Nichts ist schädlicher für die Kopfhaut als der Gebrauch ranzig gewordener Haareinsetzungsmittel, da hiermit zugleich Schimmelpilze, die zum Teil Ursache des Ranzigwerdens der Fette sind, auf die Kopfhaut gebracht werden. — Der sogenannte Weinessig der Zähne läßt sich unseres Wissens nur mechanisch entfernen, da alle chemischen Mittel, welche denselben lösen, zugleich auch auf die Zahnhautflanz lösend einwirken.